



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Das Berliner Schulwesen

Nydahl, Jens

Berlin, 1928

d) Schulfarm Insel Scharfenberg.

urn:nbn:de:hbz:466:1-30981

daß er in seiner Art seinesgleichen in Deutschland nicht aufzuweisen hat: *die Schulfarm Scharfenberg*. Über sie sei ein Bericht, den wir dem Gründer und Leiter dieser Schule, Herrn Studienrat Blume, verdanken, im folgenden unverkürzt, um ihm nichts von seiner Ursprünglichkeit zu nehmen, zum Abdruck gebracht.

Die Schulfarm Insel Scharfenberg.

I. Scharfenberg als Not- und Glücksgründung.

Die Schulfarm auf der städtischen Insel Scharfenberg im Tegeler See ist eine Keimzelle der Nachkriegszeit, eine ausgesprochene Inflationsgründung, geboren eigentlich nur aus dem selbstverständlichen Drang einiger Lehrer und Schüler, sich durch gemeinsamen Aufenthalt in der um Kriegswehen unbekümmerten Natur und durch freiere Entbindung selbständiger Kräfte im Unterricht das damals für alt und jung so trübe, magere Leben gesunder, freudiger und damit schöner zu machen. Erst in der praktischen Arbeit daran sind sie sich bewußt geworden, Pioniere für die theoretische Forderung zu sein, daß die Schule statt einer peripherischen Halbtagsveranstaltung von Erwachsenen, einer Stuben- und Stubengelehrtenangelegenheit, statt einer künstlichen Institution eine wirkliche Lebensstätte der Jugend sein und damit zum natürlichen Zentrum ihrer Interessen werden müsse.

Es war im ungesundesten Norden Berlins, in einem städtischen Gymnasium aus jenen Zeiten, als man Schulen noch ohne Rücksicht auf Sonne und Luft baute; zwei Höfe im Geviert hintereinander, von allen Seiten lichtschachtartig ummauert; seine Schüler Söhne aus dem verarmten Mittelstand, aus dem wirtschaftlich damals schlecht gestellten kleinen Beamtentum, im besten Wachstumsalter der vollen Ladung der Schäden der Kriegs- und Nachkriegszeit in solcher Umgebung ausgesetzt! Unabhängig von dem segensreichen Eingreifen der Jugend- und Wohlfahrtspflege und den Angeboten ausländischer Gastfreundschaft für einzelne, die dann für Monate der Schule entfremdet wurden und sie nachher um so mehr nur als Plage empfanden, suchten drei Lehrer und eine Anzahl Schüler aus verschiedenen Klassen von sich aus den bitter notwendigen Ausgleich zu finden im Rahmen der Schule selbst und zur Erhöhung ihres Prestiges, aus eigener Kraft geschaffen und auszubauen, für alle erreichbar. Er tat sich ihnen — seltsam genug — aus einer zweiten Not heraus auf, die in ganz anderen Tiefen wurzelte. Unter dem Antrieb derselben kleinen Gruppe war an der Anstalt nach dem 27. November 1918 gegen den Widerstand der überwiegenden Mehrheit des Kollegiums die „Schulgemeinde“ eingeführt; diese drohte in Pausenaufsicht und ähnlichen Selbstverwaltungssurrogaten zu versanden, wenn sie sich nicht selbständige Betätigungsmöglichkeiten — fürs erste tunlichst auf neutralem Boden — eröffnete: Eine Mittagsversammlung der Schüler von Obertertia bis Prima in dem kahlen, grauen Gesangssaal des alten Gymnasiums in der Gartenstraße beschloß wenige Wochen nach

Ostern die Gründung eines „Schulgemeindeheims“ in eigener, von der Schule unabhängiger Verwaltung. „Und wenn's zunächst bloß ein alter Eisenbahnwagen wäre, den wir irgendwo in den märkischen Wald stellten!“ Aus dem dritten Faktor, der Elternschaft, kam unvermutet schnell eine viel glücklichere Lösung. Nach wenigen Tagen konnte die wieder aus Schülern und Lehrern bestehende Kommission in Vorfrühlingsahnung durch die Stolper Feldmark fahren zu deren Besitzer, der, nach Fürsprache eines Tertianervaters, seines Försters, bereit war, ein altes Waldarbeiterhaus, nicht weit von den Resten der Stolper Ziegelei einsam gelegen, zu dem gewünschten Zweck zu überlassen, und ein Stück Acker dazu, auf dem die Kartoffeln für den Sonntagsbedarf der Heim Gäste da draußen gezogen wurden. „Ein Stückchen Heimateerde für unsere Kinder!“ — Eine Forderung der Stein-Fichtesch Nationalerziehung nach Preußens erstem großen Niederbruch. Eine Schulfarm en miniature. Verschwommen, doch lockend tauchte in den hier glücklich-kameradschaftlich verlebten Stunden die Idealschilderung von Sassaja Poljana, der wirtschaftenden Kindergemeinde auf dem Gut des Grafen Tolstoj aus der Erinnerung gemeinsamer Lektüre auf. Meist schon war der Mond an den Sonntagabenden heraufgezogen, bis der „Aufsicht führende Kamerad“ die eigen gefertigten Fensterläden verriegelte; gab es doch hier in den 1½ Tagen nie Langeweile; selbst ein Aufsatz schrieb sich unter dem Holunderbusch am selbstgezimmerten Tisch fließender ein; auf den Flößen, die im Havelarm davor langsam dahintrieben, ließ sich laut und leise, gemeinsam und allein viel schöner Lektüre treiben, heimische und auch fremdsprachige . . . Der Horror vor dem grauen Montagmorgen wurde der Geburtshelfer für den Plan, die Schule mit in den Forst hinauszunehmen, das hieß für den Sommer wenigstens vorerst mit einer Klasse dort ganz zu wohnen. In einer Quäkersitzung in der Neuen Friedrichstraße war es, wo sich der in den Stolper „Verwaltungsausschuß“ gewählte Lehrer an die vorsitzende Frau Stadträtin Weyl heranpirschte. „Ausgeschlossen, in ein fremdes Haus können wir doch keine größere Küche und keine besseren Schlafräume bauen; aber wie wäre es mit dem Landhaus auf der Insel Scharfenberg? Es ist nach zwölfjährigem Leerstehen im Gemeindeblatt oft vergeblich ausgebaut worden; der Zustand wird Sie und Ihre Jungen nach dem Stolper Wildwest-Abenteuer nicht schrecken.“ Finder-glück! Am 30. März 1921 stand eine Stolper Feriensturmkolonne an der Fährengänge des Tegeler Sees. — „Und da lag unsere Insel“, so heißt es im Tagebuch eines Mitkämpfers, der später das erste Scharfenberger Abiturium abgelegt hat, „der See warf uns die Mittags-sonne ins Gesicht, und seine Wellen spiegelten Teile und Teilchen der Insel. Die Fähre zog einen schwarzbraunen Schlußstrich unter das Bild. Dann waren wir drauf und schlossen unser Schloß mit großem eisernen Schlüssel. Jetzt läuft man wohl gedankenlos über die Marmorstufen der Vorhalle; unser Erstaunen nach Stolper Ziegelsteinen ist schwer zu beschreiben. Doch der Staub war vor allem. Es gab Arbeit! Eine Woche lang. Wolkenweise verließ der Feind seine Stellungen, die er mit Legionen Spinnen und Schwadronen

Ratten hartnäckig verteidigt hatte. Wir lagen allabendlich zerschlagen vom Kampf im Strohlager im blauen Zimmer, ohne Unterschied — Professor, Student, Gymnasiast; die Halme dehnten sich und raschelten im Schein des langsam verglimmenden Ofens.“ Aus solchen Notzuständen, in denen zuerst ausgehängte Türen als Bänke und Tische dienten, entsprang die erste Scharfenberger Arbeitsgemeinschaft, die zum großen Teil für andere in Schmutz und Schweiß sich mühte; denn nicht alle waren gerade Schüler der Untersekunda, die dann von Mai bis Oktober, über vier Schulmonate also, auf der Insel bei Sport und Spiel und unverkürztem wissenschaftlichen Unterricht in enger Gemeinschaft mit den drei Lehrern gelebt hat. Was den Beteiligten an ihrem Tagesprogramm ganz selbstverständlich schien, zog bald die Aufmerksamkeit auf sich. Der „Nieuwe Courant“ beschrieb seinen Haager Lesern den Unterricht im Freien: „In een bijzonder beschut gedeelte van het park zijn een aantal banken en tafels geplaatst en hier ontfangen jongens onderwijs van drie leeraren, die hier heel huiselijk met de jongelui wohnen.“ Die „Vossische Zeitung“ freute sich besonders über „die innere Gemeinschaft, in der die äußeren Formen der Disziplin nichts und die Zuneigung von Mensch zu Mensch alles bedeute.“ Das „Philologenblatt“ sprach von der „Gemeinschaftsschule der Insulaner“, und der „Discipulus“ wies seine radikalen Leser auf die Abendberatungen hin, in denen unter anderem gegen zwei Stimmen das Rauchen auf der Insel für unmöglich erklärt wurde oder ein Schülervortrag über die Lüge dazu aufgefordert hatte, aus dem engen Verhältnis zu den Lehrern die moralisch gebotenen Konsequenzen zu ziehen und vor allem auch später aus dem städtischen Schulleben den Geist der Unehrllichkeit zu verbannen. „Die Jugendbühne“ brachte einen Bericht über die Darstellung des Kayßlerschen Fünkfaktors „Simplizius“ als Muster einer Schüleraufführung im Freien, wobei der Wechsel der Szenerien durch Bewegung des Publikums zu den für die Handlung am meisten geeigneten Plätzen der Insel erreicht war; und der „Lokalanzeiger“ stellte dies Sommerschulunternehmen den Schülererholungsheimen und den Waldschulen als einen neuen Typus gegenüber. Walter Rathenau bezahlte das Defizit, das bei den sehr gering bemessenen Elternbeiträgen trotz Quäkermilch und Quäkermehl nicht ganz zu vermeiden gewesen war; die Stadt selbst hatte nicht einmal Vertretungskosten zu leisten gehabt; sie sollte — das war etwas Grundsätzliches an diesem Versuch — bei dem damaligen finanziellen Ruin nicht in Mitleidenschaft gezogen, das Sonderziel durch Selbsthilfe erreicht werden. Als Vertreter der staatlichen Schulbehörden ließ Minister Boelitz „den drei Studienräten Cohn, Schmidt und Blume für ihre weitschauende, selbstlose und erfolgreiche Tätigkeit seine Anerkennung aussprechen.“ Der Winter in der Stadt brachte die Ernüchterung. Die auf einen natürlich-frischen, kameradschaftlich-freimütigen Ton gestimmte Art der Erziehung, die sich draußen von selbst herausgebildet hatte, stieß hier an die Wände der Klassenzimmer; die Lehrer und die Aufrechten unter den Jungen, die die Schülermaske zu tragen verlernt hatten, wurden in äußere und innere Konflikte geworfen. Das Kollegium frondierte, die Elternschaft der

nächsten Sekundanergeneration wollte nicht geschlossen mitgehen, die unbedingte Voraussetzung für die Wiederholung des Sommerschulunternehmens auf Scharfenberg. Der Kampf ist der Vater aller Dinge. So ward aus der Sommerschule eine Dauerschule. Trennung von der Mutterschule! Ein Lehrer und zehn Schüler melden sich von ihr ab. *Secessio in insulam sacram!* Aus anderen Schulen gesellen sich elf Schüler dazu, Sekundaner und Primaner, entschlossen, sich ihre eigene Schule zu gründen, unbekümmert um Berechtigungen. November-Elan! Der gerade eingerichtete städtische Versuchsschulausschuß unter Vorsitz des Stadtschulrats Paulsen bewilligte für die allernotwendigsten Reparaturen an und in der Inselvilla eine Summe, die infolge des praktischen Zupackens der Schüler sich in ganz bescheidenen Grenzen halten konnte. Ein in zwölfter Stunde auftauchender Antrag des Bezirks Reinickendorf, die von ihm jahrelang unbeachtet gebliebene Insel ihm jetzt zu Volkserholungszwecken zu überlassen, wurde durch Magistratsbeschluß vom 12. April 1922 abgelehnt. „Magistrat ist damit einverstanden, daß mit der Schulverwaltung bzw. dem Jugendamt ein Pachtvertrag wegen Benutzung des Landhauses auf der Insel Scharfenberg und eines größeren Stückes Land abgeschlossen wird. Gezeichnet Boeß, Benecke, Paulsen.“ Wieder war aus der Vereinigung von Not und Glück etwas Neues geboren, eine Versuchsschule der Stadt Berlin!

W. Paulsen, der den Plan von seinem ersten Auftauchen an in heller Begeisterung gefördert hatte, meinte nach der Sitzung halb erfreut, halb resigniert, wenn doch alle Schulfragen in Berlin mit solcher Einmütigkeit behandelt würden! Jene schmerzlich-glückhaften Geburtswehen bei der Loslösung von der Mutteranstalt aber waren eigentlich nur, worauf schon die dem Magistrat und dem Versuchsschulausschuß eingereichte Denkschrift versöhnend hatte hindeuten können, der Anlaß zu einer Scheidung vom Alten gewesen, die sich längst innerlich angebahnt hatte und weit tiefer begründet war. Schon in der zweiten Hälfte der Sommerschulzeit hatte man's in Scharfenberg selbst mehr und mehr empfunden, daß der Ausgangspunkt, die gesundheitlichen und ethischen Schäden der Kriegszeit auszugleichen, gar nicht mehr das Treibende war, sondern das Pädagogische. Auch einige Eltern sprachen den Wunsch aus, ihre Söhne, „die nicht bloß körperlich 14 Pfund zugenommen hätten“, weiter draußen lassen zu können. Hermann Lietz' Lebensbuch und sein „Heim der Hoffnung“ waren in den letzten Wochen dort als begehrte Abendlektüre vorgelesen worden. Die Anteilnahme der Großstadt-Untersekundaner an solchen von „Dr. Fuchs und seiner Tertia“ weit abstehenden, nicht pennälerhaften Schilderungen einer neuen Jugend, die Anfänge ungezwungener Mitarbeit im Unterricht, das zeitweise Bestreiten seiner Kosten schon durch die Jungen, die von ihnen selbst eingerichtete und geleitete Rezitations-Stunde, das selbstverständliche Sich-Finden von Literatur und Musik oder gar die Ansätze zu größerer Selbständigkeit und Offenheit, die Hinwendung zu einem natürlichen Leben ohne Blasiertheit, voll Einfachheit, Ehrlichkeit und abhärtender Selbstzucht — all das konnte sich naturgemäß nur entwickeln, wenn Lehrer und

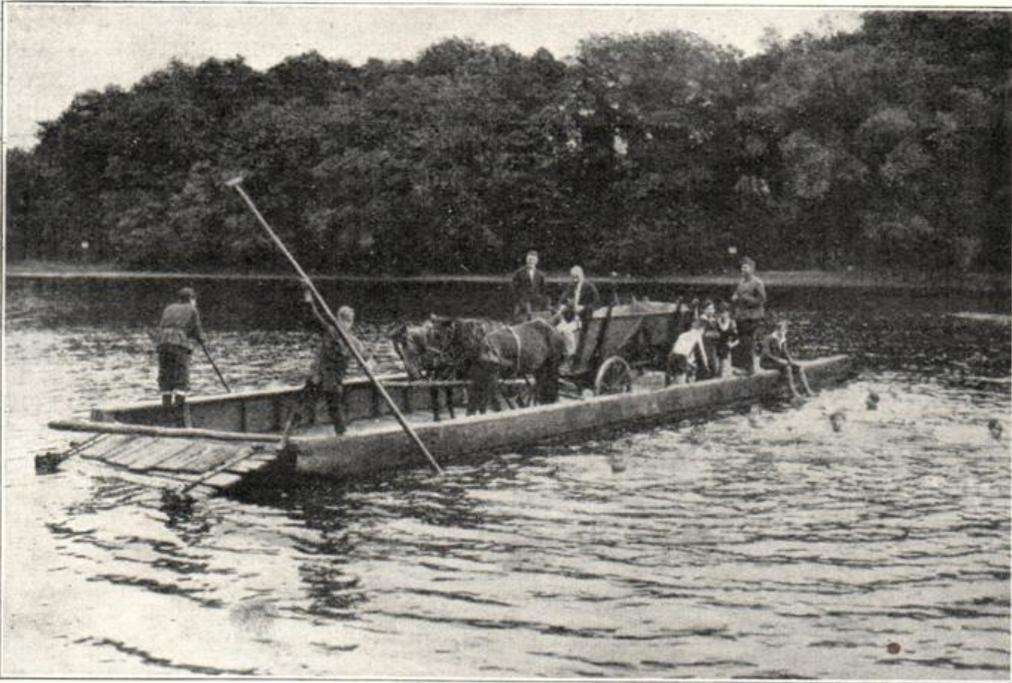
Schüler nicht bloß einen Sommer lang, sondern auf Jahre hinaus so zusammenblieben. Und weiter noch: In der Kriegszeit hatte der Gründer an seinem früheren Gymnasium Obersekunda, Unterprima, Oberprima, in Deutsch, Geschichte, Erdkunde kombinieren müssen; auch hier war aus der Not eine Tugend geworden. Denn an Stelle des Klassenunterrichts war sich gegenseitig befruchtende Gruppenarbeit getreten, durch die Vereinigung verschiedener Altersstufen und durch die Konzentration der Fächer ergaben sich ganz von selbst ermutigende Etappen zu einem „Gesamtunterricht“ hin, und das Problem der Bewegungsfreiheit auf der Oberstufe hatte sich hierbei den Hauptbeteiligten aufs neue als eine zweifellose Lebensforderung der höheren Schule, als positivstes Gegenmittel gegen Schulverdrossenheit aufgedrängt; daß ein ständiges Zusammenleben dafür viel mehr Erfüllungsmöglichkeiten aufzeigen würde, lag auf der Hand. Und von diesen kleinen mehr persönlichen Sondererfahrungen abgesehen, — die deutsche Jugendbewegung gab gerade damals durch die wenigen wahren Führer, die ihr der Weltkrieg gelassen hatte, in der Stuttgarter Tatgemeinschaft oder in Büchern wie etwa denen des Greifen-Verlags über „die Dreiheit eines neuen Schullebens — Wandervogel, Werktat, Dramatik —“ ihren Willen zu erkennen, nicht in der fragmentarischen Zersplitterung und der Zupfgeigen-Passivität zu verharren —, mußte man da nicht versuchen, die Brücke zu schlagen zwischen echter Jugendbewegung und wahrer Schule? War es nicht Zeit, den Hebel anzusetzen, damit die Jugend allmählich loskomme aus dem Wirrwarr sie hin- und herzerrender verfrühter parteilicher und überparteilicher Organisationen, damit die Schulgemeinschaft „der Bund“ werde, in dem sie ihren ganzen und einzigen Ausdruck findet? In dem Riesensband der Reichsschulkonferenzverhandlungen las man damals Leitsätze über die Schule der Zukunft als einer „erziehlichen Arbeitsgemeinschaft“, über „die neue Schulform als Ausdruck der freien Regungen der Jugendlichkeit“, „auch als staatliche Organisation eingebettet in ein soziologisch ganz anders geartetes Gesamtleben“; von den verschiedensten Seiten — Anhängern und Gegnern — war hier bezeugt, daß sich Erfahrungen und Ergebnisse in dieser Richtung am besten zunächst in öffentlichen Internaten würden gewinnen lassen, aus denen dann die anderen Unterrichtsanstalten Schritt vor Schritt nach längerer Bewährung das Gute übernehmen könnten. Sollte Berlin, das schon vor dem Kriege im Schulwesen an Weite der Ideen und Rührigkeit des Experimentierens von München, Mannheim, Frankfurt überflügelt war, auch jetzt noch vor Hamburg wieder im Hintergrund bleiben? Wenn der Elan der pädagogischen Revolution sich nicht in papierernen Besserungsvorschlägen für die Fassade des alten Gebäudes der höheren Schule oder in noch längst nicht durchführbaren Entwürfen einer fundamental anders aufgebauten Schule, utopisch gleich für Tausende gedacht, nutzlos erschöpfen sollte, mußte jetzt gehandelt werden, und sei es auch nur — den traurigen finanziellen Verhältnissen entsprechend — in ganz bescheidenem Ausmaße. Nicht mehr als den einen Schritt getan zu haben, mit dem bekanntlich auch ein Weg von 1000 Meilen anfängt, waren sich die 3 Lehrer und 21 Schüler wohl bewußt, die

am 4. Mai 1922 auf dem Schulplatz der Insel Scharfenberg fast den ganzen Tag berieten, wie nun das Verhältnis der Kern- und Kursfächer sein solle, welche Verbindungen bei der Wahl der Neigungsfächer gewagt werden könnten, wie weit ein Stundenplan nötig sei und wie er aussehen solle, oder wenn sie einige Tage später die ihnen von den Wasserwerken als unmittelbarem Verwalter der städtischen Insel widerwillig überlassenen drei Morgen Quekenland in Gartenparzellen, Spielplätze und ein botanisches Versuchsfeld aufteilten. „Nach dem Gesetz, nach dem du angetreten . . .“ Es war eine Notgründung, und so rissen auch die Nöte noch jahrelang nicht ab. Was nützte es z. B., wenn etwa ein Gymnasiast sich seiner Neigung folgend für die letzten Jahre Mathematik und Physik als Kurs-, d. h. Hauptfächer, gewählt hatte, in diesen wöchentlich mindestens zwölf Stunden Unterricht bei stärkster eigener Weiterarbeit mitmachte und dann später doch in der Reifeprüfung von ihm seine Hauptleistung in den antiken Sprachen verlangt würde, man ihn vielleicht sogar dazu an eine fremde Anstalt in der Stadt schicken wollte? Wie im Fluge waren die 1½ Jahre vergangen, nach deren Ablauf die ersten Primaner, die zu Anfang so begeistert wie unbekümmert mit ausgewandert waren, zu Hause das Abiturium hätten ablegen müssen. Wir durften uns damals sagen, daß in dem ersten Scharfenberger Winter, trotzdem in dem einen geheizten Saal gegessen, unferrichtet und bei Petroleumlampen gemeinsam gearbeitet werden mußte, wissenschaftlich tüchtig geschafft worden war, — (mehr vielleicht, als später in den räumlich und hygienisch ungleich günstigeren Verhältnissen). Das Niveau der kleinen Oberstufe im Unterricht war gut; an den Abenden hatte es oft, etwa nach der Lektüre von Strindbergs Gespenstersonate, die der Deutschkurs besorgt hatte, oder nach dem Referat eines Naturkurses über Haeckels Monismus oder nach mehreren Vorträgen über das Sektenwesen in und neben der Kirche, gehalten von einem Schüler, der selber Baptist war, die anregendsten Debatten gegeben; zuweilen waren sie — so bei Behandlung des Problems der Willensfreiheit, — erst nach Mitternacht bei heißen Köpfen zu Ende gegangen. Es war damals ein wahrer furor philosophicus und -pädagogicus ausgebrochen. Hatte doch ein Abituriumskandidat in mehreren Heften seine Ansichten „Über Jugendleben und Jugenderziehung“ in Form einer Utopie niedergelegt, wie Scharfenberg in 10 Jahren aussehen mußte, mit genauen Bauplänen der Einzelhäuser, mit technischen Zeichnungen für eine Motorfähre, mit Lehrplanvorschlägen für eine auch zum Abiturium führende spezifisch landwirtschaftliche Abteilung. Sein Mitexaminand war der Vorsitzende einer „Pädagogischen Woche“ gewesen, in der man sich durch Lektüre und Referate Abend für Abend mit Pestalozzi, Fichte, den einschlägigen Wilhelm-Meister-Kapiteln, mit Lietz' Persönlichkeit und Wyneckens Jugendkultur vertraut gemacht hatte. Und in den großen Ferien hatten die interessiertesten Schüler dem Leiter geholfen bei der Abfassung einer Denkschrift, die am Schluß die Bitte aussprechen sollte, daß die Abiturienten unter Vorsitz eines staatlichen Kommissars an der Schule selbst geprüft werden dürften. Wenn man heute rückwärts sieht, — in der Tat etwas viel verlangt, weil zu

exzeptionell; damals hielten es die Verfasser für eine Selbstverständlichkeit. Auf riesigen Tableaus wurden die Kern- und Kursstunden, ihr Verhältnis zueinander, ihre Zahl, die Kombinationsmöglichkeiten durch Farben und Karos graphisch dargestellt, um die Besonderheiten der Scharfenberger Oberstufengestaltung im Vergleich zu der, die Vilmar im Grunewaldgymnasium und Bolle in Karlshorst durchgesetzt hatten, zu veranschaulichen. Jeder Kurs erstattete einen Rechenschaftsbericht, und sein Leiter entwickelte jedesmal die weiteren Aussichten. Halbjahrsarbeiten der Schüler über selbst gesetzte Themata aus ihren Lieblingsgebieten, die Vorläufer der jetzt nach den neuen Abituriumsbestimmungen überall zugelassenen sogenannten großen Arbeiten, wurden beigelegt; sie handelten von der besten Möglichkeit, elektrisches Licht nach Scharfenberg zu bekommen (mit Messungen, Lotungen, Kostenanschlägen) oder vom modernen Flußhafen — seiner Lage und seinem Bau, oder es waren Beiträge zum Verständnis des geologischen Aufbaus der Insel oder Abhandlungen über das Wasser als wichtigem Faktor im Leben der Erde (mit Inselbeobachtungen) oder über den Bau der Geschlechtsorgane nach Sezierungen an Tieren (mit Zeichnungen), Aufsätze über die bäuerlichen Zustände Westfalens nach den Schriften von Justus Moeser oder über den Ursprung der Sprache nach der Lektüre von Hamann. Aber der entscheidende Geheimrat im Ministerium sagte: Zu eigenem Abiturium fehlten die formellen Vorbedingungen, der feste Lehrkörper, der neunjährige Aufbau, die vorgeschriebenen Lehrmittel. Es bedeute ein großes Entgegenkommen, wenn die Abiturienten an einem Berliner Gymnasium unter dem Beisein ihres bisherigen Hauptlehrers geprüft werden könnten. Sie erinnerten sich in diesen Tagen an Hermann Lietz' Schilderung, wie er nachts auf der Landstraße die Rückkehr seiner Prüflinge aus einer fremden Stadt voll Spannung erwartet hatte. Zufällig tagten an dem folgenden Sonntag die Führer der Wandervogelbünde auf einer Landzunge der in ihren Zeitschriften jetzt öfter beschriebenen Insel. Nach der hier von ihnen vollzogenen Vereinigung von Altwandervogel, Wehrbund und Jugendbund wollten sie Näheres über die Schule hören; sie möchten Ähnliches auf irgendeiner Burg anfangen; die Resignation der Scharfenberger an diesem Abend war groß. Man warnte die Gäste, wenn schon hier bei städtischem Fundament, geprüften Lehrkräften, teilnehmendem Interesse einiger Schulräte St. Bürokratius alle Zukunftshoffnungen knickte. Es ging hier ja nicht nur um die paar Abiturienten, sondern um die Existenz der Schule! Denn ist es nicht wertlos, jahrelang dem Ideal einer möglichst freien Entfaltung des Unterrichts unter starker Mitbestimmung der Schüler zuzustreben und zum Schluß, wenn die Jahre sich in Selbständigkeit krönen müßten, den ganzen vorgeschriebenen Stoff für eine Zufallsprüfung zu drillen? Einer der Bundesführer, Gründer der Märkischen Sing- und Spielgemeinde, erzählte dem Staatssekretär Becker von der lähmenden Enttäuschung, unter der Lebensfähiges zugrunde zu gehen scheine. Der Staatssekretär läßt sich die Denkschrift vorlegen und hospitiert am 5. September mit einigen Ministerialräten in Scharfenberg. Im Kulturunterricht der Oberstufe steht

Japan im Mittelpunkt; man wiederholt die Beziehungen von Orient zu Okzident, deklamiert aus Goethes westöstlichem Diwan, stellt an der Tafel mit bunten Kreiden Stöße und Gegenstöße 622—1868 dar, dem Eintrittsjahr Japans in die moderne Geschichte; es folgen Schülervorträge über Japan als Land; man liest Proben aus dem Teebuch von Okakura Kakuzo; der Zeichenlehrer greift ein, sucht die Schüler nach Abbildungen und Kunstgegenständen das Charakteristische der japanischen Kunst herausfinden zu lassen . . . und so geht es weiter in allen Fächern 5 Stunden lang. Man bleibt den ganzen Tag; man macht alles mit. Am 10. September wird ein Erlaß vom Minister ausgefertigt: „Nachdem durch eine örtliche Besichtigung festgestellt worden ist, daß die Inselschule Scharfenberg bei Tegel als pädagogisch wertvolle Versuchsschule angesehen werden darf, will ich in Würdigung der dort vorliegenden besonderen Verhältnisse ausnahmsweise zulassen, daß die dort vorgebildeten Abiturienten vor einer besonderen Kommission (auf der Insel) die Reifeprüfung ablegen. Zum staatlichen Kommissar habe ich den Referenten in meinem Ministerium Herrn Ministerialrat Prof. Dr. Metzner bestellt, der sich unmittelbar mit Herrn Studienrat W. Blume in Verbindung setzen wird, um alles Erforderliche schnellstens zu veranlassen. Alle weiteren Entscheidungen bezüglich der Insel Scharfenberg bei Tegel behalte ich mir vor.“ *Per aspera ad astra!*

Wenn nur auch die Sorge um das Leibliche, man könnte sagen um das Existenz-Minimum so mit einem Federstrich zu beheben gewesen wäre! Da man aber in Scharfenberg von dem Anfangs-Grundsatz nicht weichen mochte, das Gros der Schüler aus minderbemittelten Schichten zu wählen, und von der Stadt aus sozialem Verantwortungsgefühl für die sowieso schon Bevorzugten in Zeiten, in denen alles daniederlag, nicht mehr als die Lehrkräfte bezahlt haben wollte, so gab es ein ständiges Ringen ums tägliche Brot. Es war bei dem sprunghaften Klettern der Indexziffer eine Sisyphusarbeit, das Finanzielle zu balancieren. Es ist vorgekommen, daß die Eltern schon Zimmer in Berlin bereit hielten, um wenigstens den Fortgang des Unterrichts zu sichern, da sie an ein wirtschaftliches Durchhalten da draußen im Winter nicht glaubten. In Berliner Lehrerzimmern erzählte man sich, wenn die Heringstonne leer sei, müßten die kühnen Reformer reumütig in die alten Mauern zurückkehren. Doch holländische Ärzte und Pädagogen, die uns von Fräulein Dr. Rotten, unserer ersten Englisch-Lehrerin, zum Hospitieren zugeführt waren, sandten für die hungrigen Insulaner einen Waggon Kartoffeln, Roggen und Bohnen frachtfrei bis Tegel, eine wahre Augenweide im Vergleich zu der Ware, die uns der deutsche Landsmann aus Mecklenburg vorher verkauft hatte. „Hundemüde setzten wir uns,“ so schrieb einer, der beim Abladen geholfen hatte in die Chronik, „um 10 Uhr abends an den Küchentisch. Es war eine schier übermenschliche Anstrengung gewesen, das alles allein über die Fähre und in den Keller zu bringen, der in den Scharfenberg eingebaut ist; zuletzt bei Sternenschein.“ Diese harte Notwendigkeit schwingt mit in dem Ton der sogenannten Novemberpunkte, die damals von einer Eltern- und



Überfahrt auf der Fähre mit Bauernwagen zur Schulfarm.

Schülerversammlung gegen eine Lehrer- und eine Schülerstimme aufgestellt und unter Erheben von den Sitzen angenommen worden sind:

1. Pflege, nicht Verminderung der Gemeinschaftsarbeit zum selbständigen Gedeihen des Ganzen;
2. Beibehalten der Einfachheit, des Primitiven nicht als eines Notbehelfs, sondern aus Prinzip — Luxus, Komfort kann sich der Deutsche nicht mehr leisten; die Erziehung muß Freude am Schlichten einimpfen;
3. Gesunde Abhärtung in Nahrung, Kleidung, Aufenthalt im Freien, Bestehen von Gefahren — wo nicht Jünglinge gewagt werden, können nicht Männer werden, Scharfenberg will ein hartes Geschlecht erziehen;
4. Offene Aussprache untereinander, in allgemein-wichtigen Angelegenheiten am besten öffentlich vor allen, nur kein Ge-flüster im kleinen Kreis, kein überkritisches Schwatzen, aber unbedingte Ehrlichkeit der freien Meinungsäußerung;
5. Freiwilligkeit der Grundsatz für alle wissenschaftliche Arbeit; Fortfahren in der Erziehung dazu, auch wenn einzelne Fälle die volle Reife dazu vermissen lassen;
6. Engeres Zusammengehen mit den Eltern.

Die Inselbewohner bissen in diesem ersten Winter die Zähne zusammen, den Zweiflern in Berlin zu zeigen, daß bei einer tüchtigen Portion praktischen Idealismus auch in Inflationszeiten ohne große öffentliche Unkosten aufbauende Arbeit geleistet werden könnte. Durch die Gesinnung, die aus der Tat des Holländischen Hilfskomitees sprach, über die Winternot moralisch hinausgehoben, brachten sie es

fertig, unter Dransetzung des Letzten, was sie äußerlich und innerlich noch herauszugeben vermochten, zu Weihnachten Eduard Stuckens Gawan, dies Mysterium von der Tod und Sünde überwindenden Liebe in ihrem von oben bis unten ganz in Artus-Atmosphäre getauchten „Schlößchen“ aufzuführen. „Gesang soll erschallen. Nachdem wir gebetet zusammen vor Göttin und Gott, soll strahlen in Jul-Blockflammen Schloß Camelot. Unser Herz schmolz, während auf Weihern das Wasser gefror. Drum laßt uns Christnacht feiern, wie nie zuvor.“ Nie wieder hat sich die gemeinschaftsbildende Wirkung eines solchen Festes so deutlich gezeigt, nie haben seitdem alle ohne Ausnahme mit solcher Hingabe der Kunst demütig gedient, mit so reinem Glücksempfinden wie an diesem Tage. Die Stärke dieses Erlebnisses verdankte man wiederum der Not, „der ungestümen Presserin, die die Tat will, nicht das Zeichen“. Und der Funke war übergesprungen. Die Gäste, darunter die Vertreter der Wohlfahrtspflege, vor allem auch der Quäker, der staatlichen und städtischen Schulbehörden, glaubten seitdem an die Sache. Das half im neuen Jahre weiter, in dem man wiederholt am Scheidewege stand.

Wenn die Entwicklung nicht stagnieren sollte, mußten in jedem Jahr zu Ostern neue Schüler hinzugenommen werden. Sollte man jetzt 1923 beim erstenmal Söhne reicherer Eltern wählen, damit die finanziellen Schwierigkeiten leichter zu überwinden wären? Oder konnte man der ursprünglichen Absicht getreu die nächste Generation in den Berliner Gemeindeschulen suchen, um einen Aufbaujahrgang mit den Gründern, die ihre Sekunden und Primen freiwillig und mit einem gewissen inneren Protest verlassen hatten, unter einem Dach zu vereinigen? Als die wichtigste Voraussetzung dafür stellte sich mit der Zeit deutlicher und deutlicher die Kündigung des auf der Insel gegen ganz geringes Entgelt wohnenden Pächters heraus, der die Scheune, den Stall, den Hof, das zweite Wohngebäude und 84 Morgen von der Insel zum Betrieb seiner Milchwirtschaft benutzte. Die Schule brauchte seine Häuser, seine Wiesen, sein Land! Denn schon aus dem kleinen Ertrag der Schülergärten und dem, was Ziegen und Hühner, die von den Gawanstiftungen gekauft waren, beigesteuert hatten, war zu beweisen, daß die Eigenproduktion die Schule halten und auf der eingeschlagenen Bahn weiterbringen könne. Aus einem unabweisbaren Lebensbedürfnis, aus einer Notlage, nicht aus einer vorgefaßten pädagogischen Idee oder methodischen Überlegungen ist die Verbindung von Schule und Landwirtschaft entstanden, aus der die Folgezeit so besonders glückliche Ergebnisse über das Reinwirtschaftliche hinaus zeitigen sollte. Ein neuer Magistratsbeschuß erkannte an, daß hier — noch dazu auf städtischem Grund und Boden — das private Interesse dem allgemeineren, noch dazu sozial bestimmten weichen müßte; die ganze Insel sollte „in gegenseitigem Einvernehmen mit den Wasserwerken“, die die Insel verwaltungstechnisch zu betreuen haben, „zum nächsten zulässigen Termin der Schulverwaltung pachtweise überlassen werden“. Monatelang währte der Exekutionsfeldzug, bis diese parlamentarische magna charta einer neuen Schulart Wirklichkeit geworden war. Mit der Wasserwerksdirektion, die den

freilich abenteuerlich genug anmutenden Anfängen zunächst recht skeptisch gegenüberstand, gab es Mißverständnisse, Reibungen, in denen Frau Stadträtin Weyl eine im Tiefsten verstehende und tatbereite Helferin war; dem Rattenkönig von Wohnungsaffären, die sich an die Kündigung des Pächters vom Mieterschutzgesetz aus in tragikomischer Weise anhängten, ward schließlich durch das energische Zupacken des damaligen Obermagistratsschulrats Nydahl der Garaus gemacht. Manch unvorhergesehener Glücksumstand milderte die Qual dieser Wochen, die in ihren romanhaften Spannungen, in dem wechselnden Auf und Ab der Hoffnungen, in dem nervenzerreibenden Nebeneinander beiderseitig berechtigter Interessen sonst wohl doch unertragbar



Der Wirtschaftshof.

geworden wäre. Die vor den städtischen Aktenwagen pflastermüde gewordenen Pferde, die auf Vermittlung des Stadtrats Wege ein Weißenseer Großfuhrunternehmer zum freien Weidegang auf die Insel geschickt hatte, ermöglichten es den Schülern, die vielen Wohnungsumzüge zu beschleunigen, die nötig waren, bis der Pächter seine Ersatzmolkerei in Reinickendorf beziehen konnte. Und kaum war die Fähre mit seinem Vieh, seinem ganzen Hausrat von den Jungen in schwer zurückzuhaltendem Triumphgefühl glücklich hinübergebracht, setzten sofort außenpolitische Nöte mit verstärkter Heftigkeit ein.

Es war keine Kleinigkeit gewesen, im Frühjahr, als der junge Fachmann, ein ehemaliger Schüler des Gründers, außer ein paar Gartengerätschaften kaum Inventar, keine Betriebsmittel, nicht einmal Entlohnung vorgefunden hatte, die Anerbietung eines ausländischen Kommerzienrats zurückzuweisen, der die Landwirtschaft auf die Beine und durch jährliche Zuschüsse hatte sicher stellen wollen. Aber die

Verpflegung der Schüler in fremder Regie, Stiftungsplakate an den Stegen hinten und vorn mit dem Namen des Gönners, Freistellen nur von ihm zu besetzen! Man hatte dieser Versuchung glücklich widerstanden und sich lieber mit der viel geringeren Schenkung eines deutschen Großindustriellen, des nächsten Nachbarn im Tegeler See, begnügt, freilich einer nur einmaligen Gabe, aber unter viel vornehmeren Formen gewährt, ohne jede Bindung in wirtschaftlichen und pädagogischen Dingen; den Söhnen der Arbeiter und Beamten der Firma Borsig bei der Aufnahme nur dann ein Vorzugsrecht garantiert, wenn sie den andern Gemeldeten an Eignung nicht nachstünden; die Vertretung im Elternausschuß nur als beratende Stimme gedacht und auch als solche in praxi nie ausgeübt.

Und jetzt, als der hemmende Dualismus endlich von der Insel gewichen war, erhob sich in der Stadtverordnetenversammlung lauter Widerspruch gegen diese Stiftung, hinter der man politische Motive vermutete. Die Tageszeitungen beschäftigten sich spaltenlang damit; der Spender, seit Knabenzeit an den botanischen Merkwürdigkeiten der Humboldt- und Bolleinsel stark interessiert und um sie besorgt, wollte jetzt verschnupft den von Neuhaus, Böß und Paulsen gezeichneten Kontrakt annullieren. Was sollte dann werden? Die gestiftete Kuh hatte bereits ein Kalb, der neue Pflug war über die Felder gegangen, das Saatgut längst im Reifen. Sollten die Schüler im Winter wieder ohne Nahrung sein? War es nicht richtig, was namentlich von demokratischer Seite geltend gemacht wurde, daß man sich der privaten Unterstützung freuen sollte, solange die Stadt noch nicht wieder in der Lage sei, Schulexperimente allein zu fundieren? Glücklicherweise stimmte die Mehrheit dem in zwölfter Stunde zu, und die letzte solange noch einbehaltene Rate der Geschenksumme kam nun grade für die nach dem Abzug des Pächters nötigen einmaligen größeren Ausgaben zu paß. Das erste Erntefest konnte gefeiert werden; man aß im Winter eigene Kartoffeln, trank eigene Milch, war in mannigfachem Wechsel von Not und Glück eine Schulfarm geworden.

Prof. Paul Hildebrandt überschrieb einen Aufsatz in der Vossischen Zeitung — damals noch etwas zu optimistisch — „Berliner Schüler als Selbstversorger“. Um für die zweite Aufnahme die richtigen Jungen aus Groß-Berlin herauszufinden, denen das Aufwachsen in einer solchen Schulfarm wirkliches Lebensbedürfnis ist, wiesen Pressenotizen die Elternschaft auf diese Möglichkeit nach Entlassung der ersten Abiturienten hin. Zwar mußte die Schule jedes Jahr neu das Ministerium um die Abhaltung des Abituriums auf der Insel bitten, aber wieder ward aus der Not eine Tugend; denn die gewisse Unverbürgtheit erwies sich als ein guter Riegel für solche Eltern und Schüler, denen der Berechtigungsschein Haupterziehungsziel ist. Zwar konnte die Stadt jederzeit die Zahlung der noch nicht etatisierten Lehrergehälter zurückziehen und damit das Fortbestehen der Schule unmöglich machen; aber solche Unsicherheit bewahrt vor dem „Verliegen“, läßt den Lehrer nicht so früh zum Beamten, den Schüler nicht zum saturierten Pennäler werden, schmiedet Lehrer und Schüler in den eruptiven Zuständen noch enger zusammen, erhält auch bei den

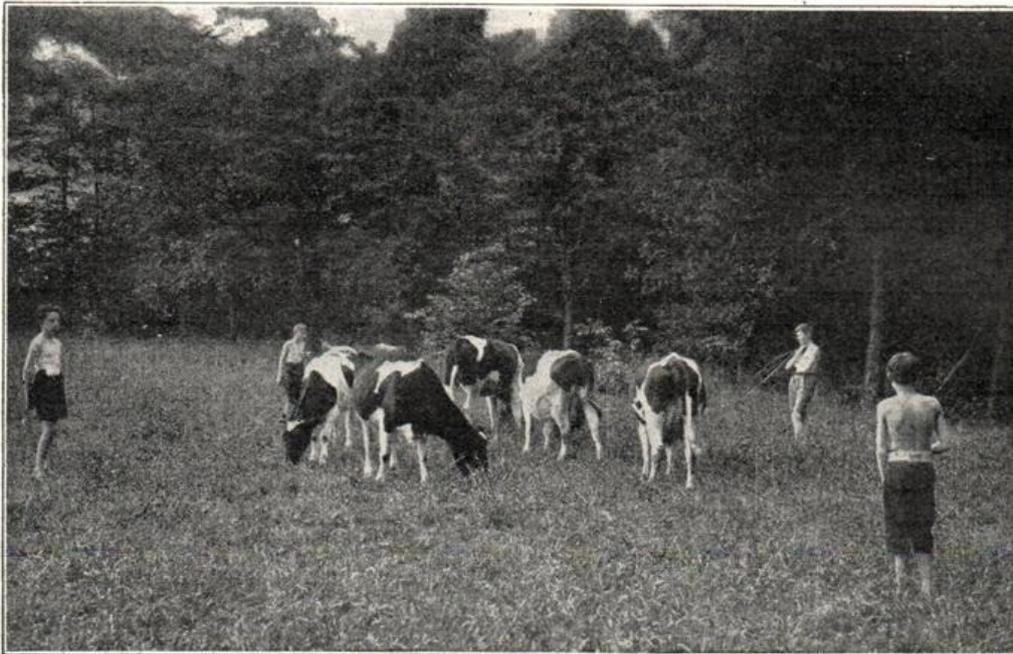
Eltern das Empfinden wach, daß es ihre Schule sei, für die sie selbst mindestens ebenso zu sorgen haben wie die Kommune. Daraus schrieb sich wohl auch ihr Gedanke her, das von ihnen, einigen Gönnern und durch die Arbeit der Inselbewohner mitgeschaffene Gemeinschaftsgut juristisch sicher zu stellen, „damit es im Notfall auch an anderem Ort dem Dienst der ursprünglichen Absicht erhalten bleibe“; so ist auch wieder aus einem „Notstand“ der Verein der Freunde der Scharfbergschulidee e. V. erwachsen. Nur das Zusammenwirken von persönlicher Initiative, privater Hilfsbereitschaft und kommunaler Sicherung kann derartige neue Schulen einerseits vor schematisch-bürokratischer Erstarrung bewahren, ihnen ihren Charakter als Not- und Kampfgründung belassen, andererseits sie vor winkelhafter Vereinzelung und wissenschaftlichen Behelfszuständen behüten.

Nur unter solchen durch Not und Glück organisch gewordenen Vorbedingungen konnte die Schulfarm Insel Scharfberg beginnen, sich im Laufe der nächsten Jahre nach ihren immanenten Gesetzen zu entfalten.

II. Die Entfaltung der Schulfarm.

a) Im Landwirtschaftlichen:

In Einzelparzellen aufgeteilte Schülergärten, in denen man Radieschen, Gurken, Kürbisse und Blumen zog, waren die schüchternen privatwirtschaftlichen Anfänge, leberechthühnenhaft betrieben, wie Heinrich Seidel seinen „Helden“ auf der berühmten Hochzeitsreise



Beim Kühehüten.

nach Tegel auch die Bekanntschaft eines Grasmückenpaares machen läßt, das auf der Insel des Ornithologen Bolle nistete. Nach und nach sind 15 Morgen Ackerland unter Leitung und Vorarbeit eines Landwirts bestellt bzw. urbar gemacht; Hafer, Futtergemenge und Roggen sowie Kartoffeln, Rüben, Mais wechseln darauf in Sommerung, Winterung und Hackfrucht. Drei Morgen werden gartenmäßig bewirtschaftet, wozu einige Mistbeete die Pflanzen liefern. Dazu kommen vier Morgen Mähwiese, die Nutznießung der Gras- und Schilfflächen auf der Nachbarinsel Baumwerder, die schon in einer Urkunde Friedrichs des Großen einem Kolonisten zugleich mit dem „Scharfen Berge“ verliehen worden ist. Außerdem können 20 Morgen des dicht mit Bäumen bestandenen Areals zur Weide und Hütung ausgenutzt werden. Der Viehbestand, der mit zwei Ziegen, zwei Kaninchen, drei Hühnern begann, konnte in Inflationszeiten nur langsam vergrößert werden; die Ziegen vermehrten sich auf zehn; für Gewährung des Weidegangs von Pensionsvieh aus der Umgegend erhielt man als naturalwirtschaftliche Gegenleistung einige Milchschafe. Im Frühjahr 1926 konnte dies Kleinvieh bis auf eine Pietätsziege abgeschafft werden; hatte man doch zur Borsig-Kuh aus Beihilfsmitteln des Ministeriums für Kunst, Wissenschaft und Volksbildung eine zweite hinzukaufen können; vom Erlös der Kirschenernte wurden Kälber angeschafft. Jetzt haben schon drei Kühe eigener Aufzucht gekalbt; im Stall stehen fünf Kühe, zwei Stärken, zwei Kälber, der Milchertrag brachte vom 1. August 1927 bis 1. August 1928 15 803 kg mit 524,33 kg Fett, während auf dem Schweinehofe bei der letzten Viehzählung 30 Stück gezählt wurden, ein Zuchteber, den die Bauern der umliegenden Dörfer sich ausborgen, Säue und Ferkel. Ganz in Freiheit wie diese wachsen auch die Enten auf, für die ja die Insellage mitten in dem großen See besonders günstig sein muß. Es ist daher auch nicht zu verwundern, daß fast alle Enten brüten, und zwar im Schilf, unter Baumwurzeln in selbstgebauten Nestern; ab und zu vorgekommene Begattung mit einem wilden Erpel mag diese bei der gewöhnlichen Landente verminderte Brutlust neu belebt haben. Der eigene Kajugaerpel holte sich auf der vorjährigen Geflügelausstellung einen Ehrenpreis. Die Hühner — etwa 150 an der Zahl — leben in einer richtigen Farm mitten im Walde, von grünen Wiesen umgeben; ihre Häuser sind mit allem modernen Hühnerkomfort ausgestattet, sie haben Legekästen, die eine Eierkontrolle ermöglichen, nach neuesten Erfahrungen gebaute Futtervorrichtungen, Kohlbehälter, Gluckenentwöhnungskäfige; das Jubarglas der Fenster, das die ultravioletten Sonnenstrahlen durchläßt, soll das Wachstum der von Hennen oder im 250 Eier fassenden Apparat ausgebrüteten Rhodeländer- und Plymouth-Küken befördern. Der südliche Teil der Insel, der am wenigsten betreten wird, bietet mit seinen Sümpfen und Angern den Gänsen den allerschönsten Auslauf. Diese drei Zweige der Geflügel- und die Schweinezucht nicht minder ersparen vielfach die Ausgabe baren Geldes, sondern bringen auch durch Verkäufe klingende Münzen in die Verpflegungskasse, die meist nicht Überfluß daran leidet. Damit der Landwirt in den ersten Zeiten wenigstens etwas Betriebskapital in die Hand bekam, hatte die Ver-

pflegungskasse, in die alle Inselbewohner, Lehrer und Schüler nach dem Grundsatz der Höherbelastung der wirtschaftlich Stärkeren einzahlen, die an die Küche gelieferten Produkte mit Dreiviertel des Marktpreises an die Landwirtschaftskasse bezahlt. Aber sie konnte oft auch diese ermäßigten Preise nicht aufbringen, so daß am 1. Mai 1926 der Elternausschuß den Landwirt um Tilgung des über acht Monate hindurch angewachsenen Schuldbetrages bitten mußte; die Landwirtschaftskasse verzichtete daraufhin endgültig auf die Bezahlung der an die Küche zu liefernden Waren. Es war ein Glück, daß die eigene Landwirtschaft der Hauptgläubiger war! Hieraus ergibt sich aber klar, daß es auf diese Verbindung zwischen Schule und Farm zurückzuführen ist, wenn die Verpflegungssätze dauernd niedrig gehalten werden können. Augenblicklich zahlen von den 83 Schülern 28 90 Pf., 12 1,10 RM., 19 1,25 RM., 10 1,50 RM., 8 1,75 RM., 2 2,20 RM., 2 2,80 RM., 2 3,50 RM. pro Tag, so daß sich unter Hinzurechnung auch der Lehrerverpflegungsbeiträge ein Tagesdurchschnitt von 1,34 RM. ergibt. In der 90-Pfennig-Gruppe sind alle die Eltern, die nach der Staffelliste der Stadt Berlin kein Schulgeld zu entrichten brauchen; in die übrigen Stufen rangiert man sich durch Selbsteinschätzung ein. Die alljährlich gestiegene Schülerzahl machte es notwendig, alle Maßnahmen zu treffen, die Ertragsfähigkeit des an sich mageren Sandbodens möglichst zu steigern. Der letzte Fortschritt in dieser Hinsicht ist die Einrichtung einer künstlichen Feld- und Gartenberegnungsanlage mit motorischem Antrieb; zu ihrer Anschaffung hat die Wasserversorgungsdirektion, die, seit Stadtrat Benecke unser Schuldezernent war, dem Unternehmen freundlich gegenübersteht, wesentliche Zuschüsse geleistet. Nach dem Gutachten des Herausgebers der „Technik in der Landwirtschaft“, E. Zander, kann man nach drei Jahren Weidekultur mit Kunstdüngerstreuen und unmittelbar darauffolgendem künstlichen Regen unter Verspritzung auch der menschlichen Fäkalien in wäßriger Lösung mit einer Milchproduktion von 100 Litern pro Tag rechnen, sicher eine schöne Ernährungsgrundlage für eine Belegschaft von 100 Köpfen.

Die wirtschaftlichen Vorteile würden natürlich wesentlich geringer sein, wenn auf dem verhältnismäßig kleinen Areal Personal gehalten werden müßte. Außer dem jungen Landwirt, dem zeitweise ein Melk- und Futterknecht zur Seite steht, einer Hausdame, die in der Küche drei Mädchen unter sich hat, sind bezahlte Helfer nicht vorhanden. Alles übrige ist Sache der „Gemeinschaftsarbeit“, die in Scharfenberg am ersten Tage, seit Schüler die Insel betreten haben, begann und festgewurzelter Brauch geworden ist. „In der sich selbst verwaltenden Siedlungsgemeinschaft“, heißt es in den „Voraussetzungen für den Eintritt in die Schulfarm“, „verrichten alle für alle die zur Führung gemeinsamen Lebens notwendigen Dinge und Dienste. Normale körperliche Gesundheit ist Vorbedingung, da das Leben hier ein ziemliches Maß stählender Anspannung erfordert, denn die Mithilfe in Garten und Feld und sonstiger Gemeinschaftsarbeit nimmt einen Teil der Mußstunden in Anspruch.“ Wie sehr die körperliche Arbeit ein Wesenszug des Scharfenberger Lebens ist, kann man am besten

kennenlernen, wenn man an der Hand der Chronikbände ihre „Geschichte“ verfolgt.

b) Die Entfaltung der Gemeinschaftsarbeit.

In den ersten Monaten nach der Gründung hatte sich alle Arbeit von selbst geregelt, unmittelbar aus den drängendsten Bedürfnissen heraus. Wenn man erwartete, daß die eine Hausmutter am anderen Tage wieder etwas zu essen kochen sollte, mußte am Nachmittag Holz gesammelt, wenn die Eltern am Sonntag in einem sauberen Haus empfangen werden sollten, mußten die Treppen gescheuert werden — die natürlichsten Willensübungen, für manchen heilsam geworden im Sinne Fr. W. Försters. Wenn man Ziegenmilch trinken mochte, mußte der Stall, die Raufe, der kleine Heuboden erst gezimmert, Laub als Streu in Säcken gesammelt werden. Falls ein Extra-Eßraum eingerichtet werden sollte, mußten zuvor alte wacklige Tafeltische standfest gemacht, die Wände in dem bis dahin von Ratten bewohnten Raum ausgemalt, die Bänke angefertigt werden. Und woher die Bretter nehmen? In dem viel zu dicht verwachsenen Park wurden Bäume gefällt, von 10 Mann unter Führung des Zeichenlehrers nach Spandau geflößt und die in der Schneidemühle eingetauschten Bretter auf einem erbettelten Prahm heimwärts gestakt. „Die Nacht überfiel uns“, schreibt einer der von Schweiß und Nebel durchnäßten Teilnehmer, „auf dem Holzstoß glusterte gespenstisch eine Laterne; der Lichtkegel riß die Gestalten der die langen Stangen auf dem Seegrund Einsetzenden bei ihrem jedesmaligen Vorbeipendeln aus dem Dunkel.“ Zum Essen zunächst zu übermüdet, streckten sie sich auf die Eßsaal-Bänke. „Arbeit, schwerste Arbeit. Aber sie war für uns und — hat Spaß gemacht!“

Doch der Alltag war nicht immer so romantisch; man konnte nicht auf die Dauer jeden Augenblick zur Verfügung stehen, mitten aus der Schularbeit sich herausreißen, wenn jemand übergesetzt werden wollte oder Materialien auf dem Rad plötzlich aus Berlin zu holen waren. Das Moment der praktischen Zeiteinteilung mußte schließlich in Betracht gezogen werden. Es sollten nicht immer dieselben vor die Front, auch die in dieser Hinsicht weniger Aktiven sich rühren. Küchen-, Fähr- und Waschküche gingen schon länger wochenweis reihum; ein Beschluß, daß, wer sie öfter vergißt oder dauernd vernachlässigt, auf bestimmte Zeit von der Gemeinschaft von ihnen dispensiert werden kann, legte ein für allemal fest, daß diese täglichen Dienste eine Ehre sind. Die anderen Arbeiten ließ man sich fortan aufsammeln, um sie am Mittwoch Nachmittag an alle zu verteilen. Es gibt der Arbeit, auch der des von vornherein weniger Begeisterten, einen gewissen Schwung, in den besten Stunden fast so etwas wie ein rhythmisches Gefühl — zu wissen, daß in dieser Zeit niemand auf der ganzen Insel müßig ist. Als nach einem Jahr in einer Abendversammlung die Frage aufgeworfen wurde, wodurch und worin man das, was man so oft „Gemeinschaft“ nenne, am stärksten verwirklicht empfinde, antworteten die meisten: „in der Gemeinschaftsarbeit“.

Diese Enquete, es ist nicht zu leugnen, man kann's im Protokoll lesen, hat den Gründer selbst damals beinahe etwas enttäuscht; er hatte im stillen gehofft, man würde die zündende Wirkung der freien gemeinsamen Tätigkeit am stärksten im frisch gelösten Unterricht gefühlt haben. Die Schüler wiederum sind es gewesen, die den noch schulmeisterlicheren Antrag eines anderen Lehrers, die Gemeinschaftsarbeit zu beschränken, glatt ablehnten; einer von ihnen schleuderte den Satz in die Debatte: „Nicht Gefühl oder Geist, Arbeit bringt Gemeinschaft!“ Als die Küche über Holzangel klagte und ein bezahlter Arbeiter gestellt werden sollte, erklärte ein anderer Schüler, käme der Mann auf die Insel, nie wieder eine Axt anzufassen. „Wenn so nicht genug gesägt und gehackt wird, beschränken wir das Spielen von drei auf einen Nachmittag und führen an den andren beiden Holzdienst ein.“ Gewiß hat die Chronik später auch anders geartete Einzelfälle zu verzeichnen gehabt, so etwa, daß ein jüngerer Schüler einem anderen ein Taschenmesser zum Geschenk anbot, wenn er für ihn einen Gemeinschaftsdienst übernehme, gewiß haben sich noch ab und zu egozentrische Gegenstöße gemeldet, aber der Einfluß dieser Triarier aus den Gründungszeiten ist für die ganze weitere Entwicklung bestimmend geblieben. Das hat im dritten Jahr des Bestehens ein Hamburger Gast schon nach flüchtigem Besuch herausgeföhlt, wenn er in seiner wohlthuend freimütigen Kritik äußerte, man ginge hier mit der gleichen Feierlichkeit zum Heuen wie zum Homerunterricht.

Die Feierlichkeit ist geringer geworden, die Gleichwertigkeit hat sich stabilisiert wie ein rocher de bronze. Manchem hat es seine Natur versagt, in dieser Beziehung Gutes zu machen; wer aber zu dieser Art Arbeit, — die Güte des Arbeitsergebnisses steht durchaus in zweiter Linie — kein inneres Verhältnis zu gewinnen vermag, ist hier nicht ganz an seinem Platze, kommt auch selbst zu keiner rechten Befriedigung; mag er vielleicht auf intellektuellem Gebiete Hervorragendes leisten, ohne dies — wird er die volle bürgerliche Schätzung nicht erreichen, nicht einmal für seine geistige Entwicklung das mitnehmen, was sonst ein sechsjähriger Aufenthalt auf der Insel in ihm hätte entfalten oder doch an geistiger Triebkraft in ihm anlegen und aufspeichern können. Die Erfahrung hat gezeigt, daß Schüler, deren Charakter oder deren Lebensplan eine ganz andere Richtung nimmt, als sie der hiesigen Gewöhnung entspricht, doch immer in einem gewissen inneren Konnex mit der Insel bleiben, Verständnis für alles behalten, was auf ihr vorgeht, was sie im Grunde will, wenn sie in diesem einen Punkte mit ihr sich haben konform fühlen können. Und das hat ja auch seine tiefe Begründung. Als der Schule das ganze Inselland und die Stallungen zugesprochen waren, ihr Farmcharakter also stärker sich auswirken mußte, entsprang die Arbeit zum zweitenmal organisch dem sachlichen Bedürfnis. Personal anzunehmen, war kein Geld vorhanden. Wenn wir als Schule weiter bestehen wollten, mußten wir wieder selbst Hand anlegen. So trat neben die Gemeinschaftsarbeit am Mittwoch der landwirtschaftliche Hilfsdienst, zu dem jeder noch für einen Nachmittag seine Kräfte dem Landwirt zur Verfügung stellte, so daß diesem jedes Mal



Heuernte.

acht jugendliche Helfer zur Seite standen. Damit konnte das Größte geschafft werden, den jahrelang vernachlässigten Acker und die verquekten Wiesen für eine bessere Kultur vorzubereiten. Als die Schüler diese festliegenden Nachmittagslisten als zu starr in unseren sonst so beweglichen Zuständen zu empfinden begannen, begegnete sich dieses Gefühl mit den allmählich variabler werdenden Wünschen des verbesserten landwirtschaftlichen Betriebes. Dieser sollte von jetzt ab jeden Mittag so viel Hilfskräfte anfordern, wie er brauchte, bald mehr, bald weniger, bald gar keine; die Art der zu leistenden Arbeit ward bezeichnet, dann meldeten sich die, die gerade Lust dazu oder an diesem Tage am besten Zeit hatten. War nicht dieser neu beschlossene Bereitschaftsdienst außerdem dazu angefangen, jene rechnende Gesinnung hintanzuhalten, nach der man nur dann etwas tut, wenn's der andere auch tut?

Aber die Arbeit muß in der Tat in Scharfenberg etwas sehr Lebendiges sein; sie sucht sich immer neue Formen. Bei den mitäglichen Ankündigungen tauchten die nicht spezifisch ländlichen und gärtnerischen Wünsche häufiger auf; da war ein Stall zu weißen, ein Wagenschild zu malen; Harken und Hürden waren zu reparieren; wer bei Schlosserarbeit am Kahn oder an der Häckselmaschine zu helfen sich zutraue, ward angefragt. Taten die, die sich öfter zu der gleichen Tätigkeit gemeldet hatten, nicht gut, sich zu einer Fachgruppe zusammenzuschließen? Könnte man nicht den ganzen Bereitschaftsdienst

Gruppendienst

neben der allgemeinen Gemeinschaftsarbeit am Mittwoch in Gruppendienst von Malern, Tischlern, Schlossern, Gärtnern, Landwirten auflösen? Im Winter 1925 vertiefte man sich mit der gleichen Gründlichkeit, mit der man 1923 über das Dasein Gottes oder die „Menschheitsdämmerung“ gestritten hatte, in dies neue Arbeitsproblem. Es gab Freiheitsapostel, die aller Verfälschung entgegentraten, Hedonisten, die bald dieses, bald jenes zu ihrer delectatio sich auszusuchen Spielraum behalten wollten; es gab Idealisten der Arbeit, die in dieser Wendung den krassen Utilitarismus heraufziehen sahen, daß man den Bereitschaftsdienst dazu erniedrigen wolle, sich persönlich in einem Handwerk auszubilden; es gab Asketen der Arbeit, die Kant gelesen



Der Freskomaler im Bibliothekszimmer.

haben mochten, sie stellten den Satz auf, nur das sei echter Bereitschaftsdienst, in dem man das tue, was einem am wenigsten Spaß mache; Dienst an der Gemeinschaft bedeute Opfer. Demgegenüber standen die Realisten, die aus der Wechselarbeit nur blutigen Dilettantismus herauspringen sahen, die Systematiker, die in den Fachgruppen die genaue Parallele zu den wissenschaftlichen Neigungskursen begrüßten, die gesunden fröhlichen Optimisten, die meinten, ob nicht der der Gemeinschaft schließlich am schönsten diene, der zum Besten aller brauchbare und stilgerechte Qualitätsarbeit liefere. Die letzte Dreiheit siegte. Das Anwachsen der Schülerzahl ermöglichte es, daß die Handwerksgruppen aus den Dienerinnen der Landwirtschaft sich zu selbständigen Innungen in eigenen Werkstätten entwickelten. Die Asketen aber, gehorsam gegen den Majoritätsbeschluß, doch auch ihrem Bereitschaftsdienstideal getreu, gründeten die noch heute blühende Gruppe „All-Zeit bereit“.

Je mehr die „Innungsarbeit“ an Ernsthaftigkeit zunahm, namentlich unter dem Vorgehen von älteren Schülern, die schon als Gesellen im Beruf gestanden hatten und nun die gegebenen Gruppenführer waren, je deutlicher ein gewisser „Handwerksstolz“ unter dem anfeuernden Beispiel eines Berliner Gewerbelehrers sich anbahnte, der als freiwilliger Helfer oft herauskam, um so häufiger wurde der Wunsch laut, statt der paar verstreuten Nachmittage eine zusammenhängende Arbeitszeit zu haben. Wie im Schulunterricht ein Drama monatelang häppchenweise genossen Überdruß erzeugt, so wollten die Tischler gern eher ein Werk ihrer Hände fertig vor sich sehen — zur Stärkung der „Arbeitsfreude“! Werkstattengespräche verdichteten sich zu „Interessensitzungen“, und im Oktober 1926 führte man bei leisem Widerstreben der Landwirtschaft die Arbeitswoche ein. Sie kehrt in vier- bis sechswöchentlichem Turnus wieder, je nachdem sich in einer Gruppe so viel aufgehäuft hat, daß es am Mittwoch Nachmittag in der Gemeinschaftsarbeit nicht erledigt werden kann. Ihr Normalverlauf ist in einem Schüleraufsatz richtig geschildert: „Wir stehen wie sonst um 6 Uhr auf, machen auch unseren Insellauf, gehen in den Unterricht. Nach dem Frühstück jedoch verteilen wir uns nicht wieder zum zweiten Stundenpaar auf die einzelnen Plätze und Räume, sondern versammeln uns auf dem Wirtschaftshofe. Ein Ausschußmitglied hat nach Fühlungnahme mit den Gruppenführern, die sich ab und zu auch am Abend vorher zu einer „Arbeitssitzung“ treffen, und unter Berücksichtigung der Einzel-Wünsche, die bei ihm abgegeben sind, in aller Morgenfrühe die Aufgaben für den heutigen Tag angesetzt. Nachdem er seine Liste von einer Außentreppe herab „dem versammelten Volke“ verkündigt hat, sagen die Gruppenführer jetzt in ihrem kleineren Kreise dem einzelnen, ob er zunächst Tomaten pflücken oder Kohl schüffeln, ob er eine Stalltür reparieren, die Sprungständer vollenden oder Axtstiele anfertigen, ob er Häcksel schneiden oder bei der Dreschmaschine helfen, ob er im neuen Physiksaal eine Decke weißeln, die Fenster lackieren oder den Kahnrost karbolinieren soll. Geht man eine halbe Stunde später über die Insel, so sieht man, wie hier Schlosser die Fährklappe mit Eisenbändern

versehen, hier Gruppenführer an der Drehbank Stäbe für einen physikalischen Apparat abschleifen, die Landwirte Rüben einmieten, wie dort der neugesäte Rasen festgewalzt, die Hecke verputzt und etwas weiter am roh gezimmerten Holzrahmen eine Schilfmatte geflochten wird. Man hört das Hallo von „All-Zeit bereit“, die mit Pferd und Wagen die Müllkästen abfahren; vom Hofe her kreischt in regelmäßigen Zwischenräumen die Kreissäge. Und so wird, die 1½stündige Mittagspause abgerechnet, bis zum Baden, kurz vor dem Abendessen weitergearbeitet. Doch es wird nicht Tag für Tag im Gleichmaß dasselbe getan; kann man sich doch auch dazu melden, in Berlin Bibliotheksbücher, Farben oder Spielgeräte abzuholen, wie mathematische Modelle anzufertigen, Noten für unser kleines Orchester abzuschreiben oder Kulissen zu malen. Dabei behält sie aber doch ihren Charakter als Arbeitswoche. „Sie bedeutet eben“, wie ein nachdenkender Kamerad in seinem Aufsatz geschrieben hat, „eine Umwälzung im Menschen; er stellt sich von der geistigen auf die körperliche Arbeit ein, und diese ist es, die man nach längerer, mehrwöchentlicher Unterrichtsperiode als angenehm empfindet, und die Freude und Energie verdoppelt aufleben läßt.“ Man hält darauf, daß in Wochen, in denen uns die Arbeit nicht allzusehr über den Kopf wächst, einige entspannende Abwechslungen eingelegt werden. So fährt z. B. eine Gruppe nach Berlin ins Theater, um sich nach Behandlung des schlesischen Volkstums Hauptmanns „Weber“ anzusehen, oder eine andere, die Fische gezeichnet hat, geht ins Aquarium oder eine dritte sieht sich nach Besprechung des Getreides die Wittlersche Brotfabrik an. Die Oberstüfler können in der Regel, soweit sie nicht unbedingt zu notwendigen Arbeiten gebraucht werden und sie sich eine größere wissenschaftliche Aufgabe gestellt haben, an zwei, manchmal drei vollen Studientagen sich ungestört in ihr Gebiet vertiefen. An trüben Regentagen haben auch die Zwischenstüfler einmal Freizeit. Es gibt ein hübsches Bild, wenn sie, von selbst sich zusammenfindend, gruppenweise Bücher lesen, Mappen und Alben kleben, buchbindern oder basteln, oder es sitzt einer allein in der Ecke und schreibt einen Brief, wozu er bis jetzt noch nicht gekommen ist. Oft wird an solchen Arbeitstagen zu Spielabenden im großen Saal aufgefordert, oder es lädt einer der Schüler zwischendurch zu einem Vortrag ein, wie neulich ein Mitglied der Tischlergruppe, das über seine Ferientätigkeit in den Tischlerwerkstätten von Gildenhall bei Neu-Ruppin berichtete. Am stärksten wird es begrüßt, wenn eine Arbeitswoche am Sonntag feierlich ausklingt, sei es, daß man sich wohligh zu einer Kaffeetafel zusammensetzt und Lieder singt, sei es, daß ehemalige Schüler uns ein Bachkonzert vorspielen, oder, wie vor längerer Zeit aus Wilhelm Meister der Überfall auf die Theatertruppe vorgelesen wird und danach die Mozartfantasie in C-Moll erklingt.“ Oder ein Blick in das Innungsbuch der Tischlergruppe zeigt, was sie in solchen „Arbeitswochen“ zu tun gehabt hat. „Die Hauptarbeit in der letzten Zeit war die Herstellung von Wäschetruhen, wie wir sie früher sogar mit Schiebetüren für den Scheunenschlafraum geliefert hatten. Jetzt aber für die großen Säle im Neubau mußten es gleich 20 auf einmal

sein. Trotzdem unser Gruppenführer jedem eine Spezialität zum Fertigmachen engros übergeben hatte, fürchteten wir dann doch, mit dem Zusammensetzen bis zum Einzug der neuen Schüler nicht fertig zu werden; deshalb beschafften wir uns eine Bandsäge und nahmen zu ihrem Antrieb den von Siemens gestifteten Drehbankmotor aus der nebenanliegenden Schlosserwerkstatt zu uns herüber. Als die Möbel fein lackiert in dem Neubau standen, waren wir stolz, wenn wir die „Grünen“ vor dem Schlafengehen gemütlich darauf sitzen sahen. Da aber die Wandschränke für ihre Anzüge, Koffer und die schmutzige Wäsche bis unter die Decke reichen, war unsere nächste Aufgabe, für die kleinen Kerls Stehleitern zu bauen. Auch die Malerinnung, die in dieser Zeit ebenso viel zu tun hatte wie wir, brauchte zum leichteren Gerüstbau Bänke und für ihre Farben Kästen. Nachdem wir für die ebenfalls jetzt neu entstandene Kückenfarm das Dach gezimmert hatten, ging es an Türen, Fenster und an die Klappen, durch welche die Jungtiere ins Freie gelangen. Die Kücken würden sich auch nicht so wohl fühlen, wenn wir ihnen nicht um den Kachelofen herum eine Schirmglucke gebaut hätten. Auch die Schule stellte Anforderungen an unsere Gruppe. So halfen wir einem unserer Tischler, der zum Tintenwart gewählt war, beim Anfertigen neuer Tintenfässer, machten den Tafelständer am Kaffernkral, wie bei uns ein schilfgedeckter Unterrichtsplatz genannt wird, schleunigst heil und zimmerten einen ganz neuen für einen anderen Schulplatz. Für die Gärtner bauten wir zu zwei alten Wagenachsen ein Gestell aus Hartholz. Die Bewohner einer der renovierten Buden im Bollehaus hatten ausdrücklich auf gekaufte Wertheimmöbel verzichtet; ein achteckiger Tisch ist schon an sie abgeliefert, die dazugehörige Eckbank wird in der nächsten Arbeitswoche vollendet. An uns selbst können wir am wenigsten denken; immerhin haben wir unsere Werkstatteinrichtung durch drei Böcke zum Leimen großer Platten und durch Gestelle und einer Rollvorrichtung für das Durchschieben der Hölzer durch die Bandsäge ergänzt, ferner ist zum Aufstapeln der geschnittenen Bretter im benachbarten Lagerraum ein Sortierungsregal errichtet worden.“ —

Dieser ganze Arbeitskomplex vom täglichen Küchen- und Stubendienst angefangen bis zu den Werkstättenerzeugnissen einer Arbeitswoche erspart zunächst viele bezahlte Arbeitskräfte, die Unkosten für stundenweit herkommende Handwerker, von der entscheidenden Beihilfe aus der landwirtschaftlichen Eigenproduktion hier zu schweigen. Sehr viele unserer Schüler könnten ja bei den geringen finanziellen Mitteln ihrer Eltern hier nicht aufwachsen, wenn wir nicht alle uns dieser Arbeit widmeten. Oder sie müßten um Freistellen bitten. Man braucht und soll sich hier, von Einzelfällen ganz besonders schlimmen momentanen wirtschaftlichen Elends der Eltern abgesehen, nicht als Almosenempfänger fühlen; was man nicht bezahlen kann, schafft man sich und anderen durch seiner Hände Arbeit. Es ist unsozial gedacht, immer alles vom Staat, von der Gesellschaft zu erwarten. Hier geht das Wirtschaftliche ins Ethische über. Die wirtschaftliche Notwendigkeit ist der Ursprung unserer Gemeinschaftsarbeit gewesen, jetzt sehen wir nachträglich auch die mitgeborene rein menschliche Wirkung;

ein Faktor, der seit dem Überwiegen der aus Volksschulkreisen stammenden Schüler fast wichtiger zu werden scheint als der erste. Es geht nicht an, die Jungen aus ihrem Milieu herauszunehmen und sie, wie es in manchen staatlichen Internaten geschieht, den Dingen fern, nur der Wissenschaft und dem Sport grandseigneurhaft leben zu lassen, als ob das nur so sein müßte oder überhaupt das Erstrebenswerte wäre. Schlimm für ihre Charakterentwicklung, wenn sie die Handarbeit, die ihre Eltern ernährt, wegen ihrer bißchen geistigen Begabung verachten, auf ihre einstigen Schulkameraden, die jetzt schon im Handwerk oder in der Fabrik stehen, herabschauen lernen, wenn sie dann nach den Moden und Bräuchen der sogenannten höheren Schichten schießen oder nur sich möglichst schnell und vorteilhaft „den Errungenschaften der modernen Zivilisation“ einzuordnen streben. Eine Aufbauschule darf nicht auf bloß intellektuelle Hochzucht ausgehen; sie muß etwas anderes werden als eine vierte höhere Schule. Ihre Jünger müssen dazu erzogen werden, den Stolz, aber auch die Kraft aufzubringen, ihre eigene neue Kultur zu schaffen, so geschlossen, so stark, so unabhängig und doch so objektiv, wie das in seinen besten Zeiten das alte Gymnasium auf seine Weise versucht hat, nur wieder ganz, ganz anders fundiert und gerichtet als dieses. Und dazu darf sie zunächst einmal den Zusammenhang mit dem Mutterboden der Arbeit nicht verlieren; mit ihr muß sie als gesunder Voraussetzung für alles „Kommende“, noch nicht Entwickelte körperlich handgemein bleiben und von ihr aus — in ihrem wirklich kulturellen, ewig menschheitlichen Verstande, nicht in der entseelenden augenblicklichen Form — auch ihre geistige Ausbildung in Themenwahl und Arbeitsweise bestimmen lassen.

c) Die Entfaltung im Schulorganisatorischen und Unterrichtslichen.

Daß die Gemeinschaftsarbeit am Mittwochnachmittag wie auch eine ganze Arbeitswoche ohne „Aufsicht“ läuft, indem die Lehrer wohl hier und da mit Hand anlegen wie jeder andere auch, in der Regel aber die Freizeit zum Auffüllen durch Lektüre der neu erschienenen Fachliteratur oder sonst zur Vorbereitung auf ihren Unterricht in den anderen Wochen brauchen, ist eine der wenigen Tatsachen, auf die man in Scharfenberg ein ganz klein wenig stolz ist. Diese Selbständigkeit und Selbsttätigkeit, dieses Arbeiten um der Sache willen ist das selbstverständliche Ziel auch im Unterrichtslichen. Gewiß kann der Jüngere bei Unklarheiten den Älteren fragen, er kann und soll mit Kameraden zusammen arbeiten, aber sogenannte „Arbeitsstunden“ oder gar Privatstunden gibt es nicht; jeder soll seine Zeit selbst einteilen lernen durch eigene Erfahrung und, wenn nötig, durch Beirat des Erfahreneren, nicht aber durch künstliche Veranstaltungen dieser schwierigsten und wichtigsten Aufgabe überhoben sein, um sie nachher, wenn jene wegfallen, doch nicht lösen zu können.

Wie die Gemeinschaftsarbeit keine Ent- oder Belohnung kennt, kennt der Unterricht keine Zensuren; im September 1922, als die Frage zum Oktober zum ersten Male akut wurde, hat schon die Elternversammlung auf sie verzichtet; was den Lehrern damals eine selbstverständliche Äußerlichkeit hatte scheinen wollen, erwies sich später jedesmal nach dem Zutreten einer neuen aus der Stadt kommenden Generation als sehr bedeutungsvoll, sowohl für die Entfaltung des Verhältnisses zwischen Lehrern und Schülern, als auch für deren Gesinnungsbildung. Als die Oberstufe vor einem Jahr etwa bei Behandlung der geistigen und sozialen Strömungen des 19. Jahrhunderts Louis Blancs „Organisation der Arbeit“ las, diese große Anklage gegen „die Konkurrenz, die alle Quellen der Ehrlichkeit, der gegenseitigen Hingabe, der Poesie austrocknet“, erkannte man, wie sehr jener Beschluß zusammengeht mit der Auffassung des Lebens überhaupt, wie sie sich hier inzwischen herausgebildet hatte.

Dabei ist selbstverständlich ein gewisses Maß geistiger Regsamkeit, eine natürliche Auffassungsgabe, eine Freude am Erkennen und Anwenden des Erkannten, Lust am Produzieren, ganz gleich auf welchem Gebiete — Voraussetzung; sie festzustellen, nicht so sehr etwa den Stand des präsenten Fächerwissens zu messen oder Höchstbegabungen auszulesen, dient die Aufnahmeprüfung, die gegen die ursprüngliche Absicht von Ostern 1926 ab bei fünf- bis siebenfacher Überzeichnung der vorhandenen Plätze sich nicht mehr vermeiden ließ; die Fühlungnahme mit den Eltern, das Urteil der bisherigen Lehrer, die Charakteristiken der Rektoren sind daneben auch heute noch in Geltung. Nachdem die Versuche mit schon länger in der Schule weilenden Jungen die Ungeeignetheit des bekannten 75er Zentralinstituts-Bogens für hiesige Verhältnisse festgestellt hatte, da er nur die fixen, für den späteren Konkurrenzkampf besonders geeigneten Intelligenzen begünstigt, die tiefer veranlagten Naturen aber zurücksetzt, ist man zu einer Art gemischten Prüfung übergegangen, die sich ungefähr auf der gleichen Linie bewegt, die in den österreichischen Bundeserziehungsanstalten laut einem Briefwechsel mit Direktor Tesar in Wiener-Neustadt angestrebt wird. Man mischt die üblichen Tests zur Erprobung des Gedächtnisses, der logischen Ordnungs- und Schlußfähigkeit, die eingekleideten, wie Rätselfragen anmutenden Rechenaufgaben mit Themen, die die Produktivität und Eigenart im Stilistischen, Dichterischen, Zeichnerischen hervorlocken; bringt, ohne Diktat zu schreiben, den Stand der Orthographie, wie er sich in allen schriftlichen Äußerungen automatisch kundtut, in Anrechnung; stellt Fragen zum Aussuchen, die verraten müssen, ob der Junge mit offenem Sinn seine Umwelt und das Gegenwärtiges geschehen beachtet (etwa: Wie kommt es, daß es regnet? Warum läuft die Dampfmaschine? Nenne die drei lebenden Deutschen, die du besonders hochstellst, und begründe deine Entscheidung! usw.). Man versucht, die Gäste möglichst vergessen zu lassen, daß sie zu einer Prüfung gekommen sind; setzt sie vor den Lichtbildschirm, zeigt ihnen Bilder, die entweder schnell vorüberhuschen und dann stimmungsmäßig erraten sein wollen, oder länger sichtbar bleiben,

um sachlich genau beschrieben zu werden; man führt sie auf der Insel spazieren und läßt den zurückgelegten Weg auf einer Inselkarte eintragen; oder nach Besuch des Kuhstalls und der Scheune die gemachten Beobachtungen aufzeichnen, haftengebliebene Motive malen; in der Schlosserei zeigt man dem Prüfling ein Vorhängeschloß, um das herum zwölf Schlüssel verschiedener Größe liegen; dabei wird notiert, mit welchem Maß praktischen Verstandes der einzelne die Aufgabe, das Schloß zu öffnen, anfäßt; auf dem Spielplatz spielt man mit ihnen, um Zimmerlichkeit, Unverträglichkeit oder Fußballplatzhordenton zu erkennen. Man läßt die Bewerber trüppchenweise hospitieren, einen ganzen Scharfenberger Tag mitmachen; dann schwinden falsche Illusionen, manche Bewerber tauchen von selbst nicht wieder auf, oder man hört von den Hiesigen unbefangene Urteile: „Das war heute ein feiner Kerl!“ Oder: „Der hat auch schon manches hinter sich.“ Die Eltern der auf Grund dieses weit-schichtigen Materials Aufgenommenen werden zu einer Versammlung eingeladen, in der alle Einzelheiten des Insellebens geschildert, die bisher befolgten Grundsätze so schroff wie möglich herausgestellt werden; jeder wird danach nochmals aufgefordert, wenn ihm irgendwelche seiner Bedenken nicht zerstreut worden sind, das Kind lieber in Berlin zu lassen.

Die Altersgrenze bei der Aufnahme hat sich im Laufe der Jahre nach unten verschoben; man begann, von den ersten „Gründungsprimanern“ abgesehen, mit Knaben im Untersekunda-Alter, in dem sie einerseits groß genug sind, um sich auch ohne die mütterliche Fürsorge zu behelfen und bei der Arbeit im Haus sowie draußen tüchtig mit Hand anzulegen, andererseits noch nicht zu erwachsen sind, noch nicht zu sehr mit großstädtischen Interessen liiert, für engen Verkehr mit dem Lehrer noch durchaus empfänglich und gleichzeitig auch schon fähig, da draußen Eigenes zu erleben, die Natur zu empfinden, ernstere Freundschaften zu schließen, sich allmählich des tieferen Sinns solchen Gemeinschaftslebens bewußt zu werden und sich nachhaltiger von seinen Wirkungen beeinflussen zu lassen. Zu dem zweiten, dem Aufbaujahrgang, nahm man, als dieser zwei Jahre draußen gewesen war, auf Grund solcher Erfahrungen wieder Untersekundaner hinzu; suchte sich 1926 zu den neuen Aufbauschülern, die ja offiziell als Untertertianer gerechnet werden, von vornherein gleich nach Untertertia versetzte Quartaner, da die Zustände auf der Insel inzwischen etwas wohnlicher, weniger strapaziös geworden waren. Gegen die stets sehr zahlreichen Meldungen von Primanern verhielt man sich mit der Zeit immer skeptischer, nimmt heute gar keine mehr in diesem Alter zu den hier aufgewachsenen hinzu; die wenigen Fälle ausgenommen, in denen aus dem praktischen Leben Kommenden bei berechtigtem Drang nach geistiger Weiterbildung die Rückkehr zur Schulbank erspart werden kann, ist das Zeugnis für Untertertia einer höheren Schule, für die dritte Klasse der Mittelschule oder für die zweite bzw. erste der Gemeindeschule unbedingte Voraussetzung. Ob sich reine Aufbaujahrgänge (Versuch von 1927) oder aus beiden Schichten gemischte (1928) hier besser bewähren werden,

kann erst die Folgezeit lehren; soviel ist schon jetzt sicher, daß für ein wirkliches Verwachsen mit der Sache, das die Vorbedingung für das volle erziehlliche Auswirken des Inselaufenthaltes ist, der Anfang nicht früh genug gemacht werden kann; sollte man erst das neunte Lebensjahr als Grenze setzen können, würden auch gegen die gleichzeitige Aufnahme von Knaben und Mädchen keine Bedenken vorliegen. Im Gegenteil — würde doch dann der Vorwurf des Klostermäßigen, den man solchen Schulen des öfteren gemacht hat, auch den letzten Rest von Berechtigung verlieren.

Im fremdsprachlichen Unterricht können die von höheren Schulen stammenden Tertianer entweder in ihrem bisherigen Typus weiter gefördert werden in kleinen Sonderabteilungen oder aber, wenn ihre Begabung nach dieser Seite geringer, der bisher vielleicht mehr durch Zufall eingeschlagene Schulweg schon als Irrtum für diese Individualität erkannt ist, zunächst eine Sprache mit den Aufbauschülern neu beginnen, entweder die lateinische oder die englische. In Mathematik werden im Unterschied zu den Anfangsjahren jetzt nach längerem oder kürzerem Förderunterricht der Gemeindeschüler alle vereinigt, was in den anderen — ethischen und naturkundlichen — Fächern vom ersten Tag ab selbstverständlich stattgefunden hat. Sollte es nicht ein erstrebenswertes Ziel sein, wenigstens auf diesen doch wohl für jeden deutschen Jungen gleich wichtigen und gleiche Wirkungen auslösenden Bildungsgebieten die Gemeinsamkeit und nicht die Zerklüftung zu betonen? Man sieht deshalb für sie sogar von jeder Fächertrennung ab und faßt Geschichte, Erdkunde, Deutsch, Religion und neuerdings auch Biologie zu einem Gesamtunterricht zusammen, in dem zeitweise, je nach dem Stoff, bald der historische, bald der literarische, bald der geographische, bald der religionsgeschichtliche oder biologische Gesichtspunkt überwiegt und alles andere sich ein- und unterordnet. In den ersten Zeiten blieb dabei das Klassenpensum noch einigermaßen Richtschnur; man behandelte etwa im ersten Jahr unter anderem das Rittertum, las dazu Auszüge aus den mittelalterlichen Epikern, erweiterte das Verfolgen der Wege der Kreuzritter auf dem Atlas zu einer Geographie Palästinas und des Balkans, las Strindbergs Miniatur Peter von Amiens, kam dabei auf die religiösen Strömungen der Zeit, auf das Mönchtum, machte sich im zweiten Jahr, vielleicht von Molos Schillerroman ausgehend über die Friderizianische Zeit an der Hand der Schillerschen Jugendpoesie in entsprechenden Kombinationen die französische Revolution klar, und verfolgte im dritten von der Geographie des Ostens aus den Weltkrieg in seinen Wurzeln, seinem Ursprung, seinen wirtschaftlichen Folgen, seinem literarischen Niederschlag. Die sechs Wochen umfassende Expedition im Sommer 1926 nach dem Waldgrundstück des Sunderhofs bei Hamburg, auf das eine Hospitantin, eine Freundin Alfred Lichtwarks und Emil Milans dreißig Schüler eingeladen hatte, lockerte den Gesamtunterricht noch bedeutend mehr auf. Hier teilte man sich das erste Mal in Gruppen, die unter Führung von Studenten, ehemaligen Schülern, die Lehrer werden wollten, in die verschiedenen umliegenden Dörfer wanderten

und von dort reiche Ausbeute an Karten, Hauszeichnungen, Kirchenbeschreibungen, Dialektproben, Kinderreimen, Grabinschriften, Notizen von Vorsteherbesuchen und Missionsfesten mitbrachten. Dann nahm man die Landschaft der Lüneburger Heide in volkskundlicher, geschichtlicher und wirtschaftlicher Beziehung oder die Stadt Hamburg als Welthafen zum Thema, schwärmte dazu wieder gruppenweise aus, sprach die Ergebnisse dann gemeinsam durch, las Quellenhefte und Lloydberichte, arbeitete die von den Forschungsreisen mitgebrachten Notizen an Regentagen aus, entschied durch Abstimmung, welche Stimmungsbilder, Zusammenstellungen, Zeichnungen die besten seien, und wählte eine Kommission, die diese in Sammelmappen klebte oder heftete, für künstlerische Umschläge sorgte, die Schriftkünstler zum Malen der Titel heranholte. So gab es jetzt keine privaten Skizzenblöcke, keine Aufsatzhefte mehr, die man mit mehr oder weniger Stolz vorzeigt; an Stelle des persönlichen Ehrgeizes war der Gruppengeist getreten. Das Allerschönste war ja gerade Allgemeingut geworden. Und auf Antrag eines Jungen entstanden auch Trostmappen, in denen das abgelehnte Mittelgut gesammelt wurde, und zwar nach der Devise, durch Anordnung, Aufmachung, Nachbesserung die Auswahl der Minoritäten in möglichst gutem Licht erscheinen zu lassen. Die Wertung durch die Lehrerzensur war durch genossenschaftliche Einstufung ersetzt! Nach Scharfenberg zurückgekehrt, führte man nicht nur als Krönung dieser Periode ein unter den Hamburger Eindrücken gedichtetes Störtebeckerdrama auf, sondern übertrug nun auch „die Sunderhofmethode“ auf die tägliche Umgegend: Man machte „Dorflehrgänge“ nach Heiligensee, Tegel, besuchte in Gruppen, deren jede mit einem Sonderthema betraut und mit speziellen Beobachtungsaufträgen versehen war, das Volkskundemuseum in der Klosterstraße, fuhr unter Beteiligung des nächsten inzwischen nachgewachsenen Jahrgangs in den Spreewald, um durch Anschauung das Interesse an den alten Bauernsitten zu beleben, zog auf diese Weise die Neuen mit in das sich immer deutlicher herauschälende Thema „Das Bauerntum“ hinein, zumal den frisch aus Berlin gekommenen das Farmmäßige auf der Insel das Neue, Ungewohnte sein mußte. Man gründete mit ihnen gemeinsam ein Bauerntheater, das Hans Sachs und Gryphius' Geliebte Dornrose aufführte, wetteiferte mit ihnen in der Abfassung von Aufsätzen über fränkisches und schlesisches Bauerntum, die nun vor beiden Jahrgängen vorgelesen und von ihnen beurteilt wurden. Dialektproben von beiden Stämmen wurden gelesen, ihre Abweichungen vom Hochdeutschen durch je eine Abteilung gebucht, ihre Kollektaneen ergaben zwanglos den Vergleich der zwei Mundarten untereinander. Von hier war der Weg nicht weit zu des schlesischen Dichters Frankendrama „Florian Geyer“; man sah es sich gemeinsam im Staatstheater an — 55 Mann. Einer hat ihren nächtlichen Heimmarsch durch den Tegeler Wald für die Bauernmappe beschrieben: „Untereinandergeschlungen gehen sie in vielen Gruppen an dir vorbei. Von wem sprechen diese? Von wem sprechen jene? „Florian Geyer“ trägt der Wind an dein Ohr. Du horchst: Mir gefiel die Stelle am besten,

als Löffelholz wütend sein Messer in die Tür der Kapitelstube des Neumünsters zu Würzburg stößt mit dem Fluche: „Allen Fuggern und Welsern mitten ins Herz!“ Und nun war kein Halten mehr; man verteilte Quellen zur Geschichte des Bauernkrieges, interpretierte die zwölf Artikel, suchte nach, was es mit dem Heilbronner Kaiserplan auf sich habe, der ins Drama hineinspielte, veranstaltete nach der Anregung eines hospitierenden Ministerialrats aus dem Handelsministerium eine Diskussionsstunde über die Frage: Wer hat Recht — die Ritter oder die Bauern? — Wieder ein Anlaß von außen stößt weiter; man muß die Geflügelausstellung in Lichtenrade besuchen, wo unsere Plumouth-Hühner eine Belobigung erhalten haben. Am anderen Morgen liest man: „Gockel, Hinckel und Gackeleia“ im Gesamtunterricht. Während die eine Hälfte, die Lust dazu hat, Hühnerrassenbilder, nach der Natur in unserer Hühnerfarm hergestellt, genau koloriert, hält die andere im Anschluß an Brentano und an eigene Beobachtungen „Preisreden auf den Hahn“, und an den folgenden Nachmittagen zeigt der Hühnerwart seinen Mitschülern die Ergebnisse seiner Kreuzungen, wobei der Begriff der Zuchtwahl und der Vererbung, die Elemente des Mendelschen Gesetzes, sowie die Aereboeschen termini technici aus der Futterlehre klar gemacht werden. Jetzt greift der Landwirt mit in den Gesamtunterricht ein; die „Grüne Woche“ ist in Sicht. Da die Jungen nun soweit ins Agrarische hineingekommen sind, muß der Besuch der Schau gehörig vorbereitet werden: Man hört oder hält Vorträge über die Kartoffelpflanz-Maschine, wie man sie sich auf der Insel noch nicht hat leisten können, über die Verwertung der Kartoffel, der in den Hallen am Kaiserdamm eine Sonderausstellung gewidmet ist, schreibt danach an ein Mitglied des Elternausschusses, das im Reichsmonopol beschäftigt ist, um authentisches Material über Branntweinbrennereien und Stärkefabriken zu erhalten, setzt dieses in eine graphische Darstellung um, sie mit der in der „Grünen Woche“ ausgehängten zu vergleichen. Nach ihrem Besuch erwacht das Interesse an der Zusammensetzung unseres Viehfutters, man fragt nach dem Einfluß der Melasse Mischung auf die Milchproduktion, trägt auf einer Weltkarte die Milchausfuhrländer ein, teilt die Inselkarte in Beregnungssektoren auf, nachdem man die Phönixanlage dort in Betrieb gesehen und mit darum gehandelt hat. Man holt Proben der verschiedenen künstlichen Düngemittel vom Boden herunter; eine Abteilung berichtet über die Mineral- und chemischen Werke, die sie in den anschaulich aufgebauten Querschnitten des Landwirtschaftlichen Museums in der Invalidenstraße sich angesehen hat; die jüngeren kleben ein Album der landwirtschaftlichen Maschinen aus den mitgeschleppten Geschäftsdrucksachen und Katalogen, die größeren orientieren sich über Damaschkes Bodenreform; man liest Max Eyths „Hinter Pflug und Schraubstock“ und erkennt in dem vielseitigen Ingenieur den Begründer der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft. Damit tauchen die Standes- und Organisationsfragen auf; aus den Satzungen, Zeitungen, Flugblättern, die man sich hat schicken lassen, lernt man die D.L.-G. von der Kampforganisation des Deutschen Bauernbundes und von

den Landwirtschaftskammern unterscheiden, umschreibt den Amtsbereich des Landwirtschaftsministeriums und den Sinn seiner neuen Siedlungspolitik; Kleinpächterbund und Laubenkolonisten-Bewegung wollen beurteilt sein. Ein staatsbürgerkundlich Interessierter bringt die Reichsverfassung mit, aus der er die Paragraphen herausgesucht hat, die von der Landwirtschaft handeln; man bemüht sich, die tiefe Bedeutung des so unjuristisch klingenden Satzes der Reichsverfassung zu verstehen: Eigentum verpflichtet! Als der Landwirt eines Morgens Kellereerde vom Bau auf die feuchte Seewiese fährt, klärt man den Begriff Melioration; Sohnreys Dorfgeschichten haben auf den der Amortisation geführt; selbst erfundene Bank- und Gerichtsszenen in der Bauernmappe verraten ein anschauliches Verständnis solcher Wirtschaftsvokabeln. Der Lehrer, der sich ein landwirtschaftliches Lexikon kaufen mußte, um alle Wünsche zu befriedigen, lernt dabei ebenso viel wie der Schüler; er kann hier nicht dozieren, nur helfen, horchen, wohin es gehen soll, wehren, leise lenken, wenn es zu abwegig zu werden droht. Der Gefahr der Zersplitterung und Verwirrung in den Köpfen der Schüler begegnet einmal die offizielle Sammelmappe, in der ja jeder nachlesen kann, jetzt und später, wann und was er will; zweitens werden von dazu gewählten Kameraden offiziöse Längsschnitthefte geführt: Einer trägt alles Historische, ein anderer alles Erdkundliche, der dritte alles Sprachgeschichtliche, der vierte alles Kunstgeschichtliche, dieser am besten es als Bilderbuch aufziehend (Dürers tanzende Bauern, Brueghel, Thoma, Leib!), der fünfte alles Technische, der sechste alles Naturkundliche zusammen, was in den einzelnen Stunden in verschiedenen Verbindungen davon vorgekommen ist; drittens hat jeder sein privates Sammelheft, in das er entweder selbst Resumés aus seinen Notizblocks einträgt oder dazu von Zeit zu Zeit durch Sammelfragen des Lehrers ermuntert wird. Außerdem ist nicht genug in Anrechnung zu bringen, daß Stoff, an dem die Jungen selbst mitgearbeitet, dessen Behandlung sie zum Teil durch ihre Fragen, ihre Ausflüge, durch Zeitungsausschnitte selbst bestimmt haben, weit besser und klarer sich einprägt, als der vom Lehrbuch künstlich, wenn auch systematischer herangezogene.

Der Gesamtunterricht hat sich in Scharfenberg entfaltet vom Buche weg zu den Dingen hin, eine Entwicklung, der sich auch der fremdsprachliche Unterricht anschließt. So hört man etwa im englischen Anfangsunterricht die „Landwirte“ den anderen im Stalle ihre Fachdinge auf Englisch erklären, die A.-Z.-Bisten führen ihre Müllkastentätigkeit am lebenden Objekt vor und vermitteln dabei sozusagen auf pantomimischem Wege die englischen Ausdrücke dafür; man kann dem Neuphilologen im Reisemantel und mit dem Koffer in der Hand auf der Insel begegnen — Monsieur le professeur aus Paris, dem die Jungen die Schule zeigen!

Der Gesamtunterricht in Scharfenberg ist im Laufe der Jahre unfachgemäßer und dadurch jugendnäher geworden, eben durch die Mitwirkung der Jugend auch an der Stoffauswahl und an deren Vermittlung. Man kann in den privaten Sammelheften die lustigsten

und doch dem Zwecke dienenden Dinge finden, etwa Geschichtstabellen in bunt gemalten Bildern festgehalten, aber wohlgeordnet, spaltenlang: Eine Wiege mit dem Kindchen drin, ein römischer Kommandeur, sich das Schwert durch die Brust stoßend, eine Reichskarte, durch einen dicken Strich in zwei Hälften geschieden, und dazu eine 395, eine Schatzkiste, in die ein reichgeschmückter Herr zwei Prinzlein hineinschauen läßt, um dann den Deckel listig herabfallen zu lassen — der Arrondierungs- und Realpolitiker Chlodwich! . . . So sehr der Lehrer auf der Oberstufe sein Fach beherrschen muß, in der Mittelstufe muß er es vergessen können!

Der Gesamtunterricht in Scharfenberg überspringt nicht nur Fächerschranken, sondern auch die Klassengrenzen, wie das obige Beispiel gezeigt hat. Auch sonst macht sich diese Labilität geltend — Realgymnasiasten, die in Berlin drei Jahre Latein gehabt haben, lesen ihr *Gallia est divisa in partes tres* zusammen mit Aufbauuntersekundanern, die auf der Insel zwei Jahre mit verstärkter Stundenzahl Latein getrieben haben. Man vermeidet hier gern diese Klassennamen, bezeichnet die Jahrgänge lieber nach den Farben des Stundenplans als Rote, Blaue und die Jüngsten als Grüne; Klassenmützen wären ein Unding. Es sieht ja jeder im Gesamtunterricht täglich bei Debatten und Abstimmungen, daß oft der jüngere Besseres leistet als der ältere, der ihm vielleicht am nächsten Tag auf anderem Gebiete überlegen ist. Nicht die Klasseneinteilung verleiht dem Menschen seinen Wert, sondern sein Können und seine Persönlichkeit!

Der Gesamtunterricht ist variabel, nicht festlegbar, man kann nie wissen, wie und wo er in Gang kommt, ob und wie er sich weiterentwickelt. Wieder ganz anders z. B. als 1926/27 in der Bauernperiode hat er jetzt 1928 sich angesponnen und auch zu anderen Kombinationen geführt. Im „Grünen Buch“, so nennen die Grünen ihre diesmal äußerlich anders eingerichtete Sammelmappe, kann man's in einem Schülerprotokoll lesen. Da hat sich aus der Warnung der Neulinge vor den Kettenhunden, die die Insel bewachen müssen, das Thema „Hund“ entfaltet. „Der Lehrer holte schnell die Chronik herbei und las aus ihr vor, wie die Hunde nach Scharfenberg gekommen sind. Daraufhin erzählten einige von uns ihre eigenen Erlebnisse mit Tieren. Im Zeichenunterricht modellierten wir Tiere und Tiermasken. In der nächsten Gesamtunterrichtsstunde brachte einer Bücher des Tierdichters Ernest Seton Thompson mit auf den Schulplatz. Es bildete sich eine Gruppe, die diese Bücher nachmittags las und nachher darüber Bericht erstattete. Andere trugen aus alten Schulbüchern Tierfabeln von Aesop, Lafontaine oder Gellert vor. Wir hörten Vorträge über das Leben der Autoren. Wir dichteten sogar selber Fabeln und übersetzten die fremdsprachlichen aus dem Original. Zum Schluß stellten wir eine Statistik auf: Welches Tier in unseren Fabeln und Aufsätzen am meisten vertreten sei. Und wer blieb Sieger? Der Hund! Ein ehemaliger Schüler, jetzt Student der Biologie, erklärte uns das Skelett. Alle zeichneten Hundeskelette, manche sogar modellartig, so daß man beim Aufklappen die Muskeln und Eingeweide sehen konnte. Wir fuhren auch in den Zoo und besuchten die Vor-

fahren des Hundes, den Wolf und den Schakal. Daran anknüpfend erzählte uns einer von Hagenbeck und seinem Tierpark. Brehms Buch über die Hunde regte uns dazu an, Gliederungen, Stammtafeln und Aufsätze über die Entwicklung des Hundes vom Schakal zum Torfspitz und vom Torfspitz zum Bronzehund zu schreiben. Die „Historiker“ unter uns stürzten sich auf die Prähistorie und hielten uns Referate mit Lichtbildern und Zeichnungen über Steinzeit, Pfahlbau und das Seddiner Königsgrab. Unsere „Naturforscher“ aber setzten mit gleichem Eifer einen anderen Exkurs durch, in dessen Mittelpunkt Darwin und seine Lehre rückte. Hundebesitzer unter uns holten ihre echten Exemplare aus Berlin, so daß der Unterrichtssaal einmal von Hundegekläff erfüllt war. Eines Tages hatte jemand im



Unterrichtsplatz im Freien.

neusprachlichen Zimmer in einer englischen Zeitung Abbildungen von Parforce-Hunden entdeckt. Jetzt wurde ein Vortrag über diese Jagd, ihren Verlauf, ihre Ausdrücke, ihren Wert und Unwert eingelegt.“ Um sich eine Repetition des Stoffes schmackhafter zu machen, luden die Grünen die Roten ein und zeigten ihnen in vier Programmstunden, was sie bisher im Gesamtunterricht gemacht hätten. Um die Vorführungen zu beleben, dramatisierte man die Tiernovelle „die Spitzin“ von Marie von Ebener-Eschenbach, studierte den Koyotengesang aus Seton Thompson als Sprechchor ein und ließ dazu selbstgezeichnete Illustrationen im Lichtbildapparat erscheinen. Gedichte von Dehmel und Liliencron, in denen der Hund der Held war, wurden deklamiert, Kapitel aus Thomas Mann „Herr und Hund“ vorgelesen. „Wie es nach den Ferien weitergehen soll“, schließt der Protokollant, „weiß ich nicht. Wenn wir der Anregung eines Kameraden, der Hundebilder von Ludwig Richter und Albrecht Dürer gesammelt hat, folgen wollen, könnten die Roten ruhig noch eine Weile bei uns bleiben,

da sie sicher im Kunstgeschichtlichen zu helfen vermöchten.“ Die Blauen, die den entrepreneurs im Alter ja eigentlich näher gestanden hätten, hatten über das kindliche Tierthema die Nase gerümpft, jetzt aber möchten sie auch dabei sein, da jede Stunde das Epidiaskop in Tätigkeit tritt. So können bald alle drei Jahrgänge der „Zwischenstufe“ im Gesamtunterricht zusammensitzen, was keineswegs ausschließt, daß die Grünen gleichzeitig daneben ihre Interpunktionsstunden allein haben, die Blauen im Anschluß an die Dialektstudien der Bauernzeit sich der Lektüre und Würdigung von Reuters „Ut mine Stromtid“ widmen, aus den Roten die Aufbauer sich zu Extrastunden abgesondert haben, in denen sie die älteste deutsche Bauernnovelle von Meier Helmbrecht, dem Bauernsohn, der so gern Ritter werden wollte, aus dem mittelhochdeutschen Urtext übersetzen und die reizende kleine Schöpfung kulturgeschichtlich und sprachgeschichtlich einzuordnen versuchen in den Gesamtverlauf der deutschen Geistes-, Standes- und Volksentwicklung, soweit sie ihnen schon vertraut geworden ist.

Aus solchem Gesamtunterricht kann man kein „Lehrgebäude“ machen, wie das Dr. Ziegelmayr (Verlag Beltz, Langensalza) vom naturkundlichen Ausgangspunkt her jüngst versucht hat; „System“ und „Gesamtunterricht“ sind eine *contradictio in adiecto*. In solchem Lehrgebäude des Gesamtunterrichts bleibt der Stoff auf seinem Herrscherthron, und damit stellt es sich von selbst außerhalb jeder heute noch ernsthaft zu nehmenden Unterrichtsreform.

Dem Gesamtunterricht, wie er augenblicklich in Scharfenberg geworden ist — hoffentlich wird er bald durch Zuführung neuen Schülerbluts wieder ein anderer sein —, hat man in Seminarsitzungen, deren Referendare in ihm hospitiert hatten, seinen Platz angewiesen zwischen dem Berthold-Ottoschen Gesamtunterricht, welcher eine Nachahmung und Fortsetzung des Familiengesprächs bei Tisch oder auf der Rast bei einem Spaziergang sich ganz frei und fessellos entfaltet, dafür aber auch leicht vom Hundertsten ins Tausendste geraten kann, und dem von Schulrat Niemann von Saarbrücken aus propagierten, der zwar auch von einem Fach ins andere übergreift, aber den Stoff ordnet wieder nach ganz bestimmten Schematen (von der Postkutsche zum Automobil, von der Ämpel zum Gasometer!), aufgestellt und genau eingeteilt von Lehrerkonferenzen, nicht gewachsen in der lebendigen Unterrichtsgemeinschaft, in der die Gunst des Augenblicks bestimmt, und wobei man doch innerhalb eines Kreises zu bleiben vermag, den man sich selber gezogen hat.

Trotzdem es keine Klassenpensa gibt, ist es doch in praxi so, daß nach drei Jahren, innerhalb deren die weiteste Freiheit der Anordnung geherrscht hat, das Wichtigste von dem, was sie offiziell vorschreiben, so oder so, manches davon sogar mehrmals in verschiedenen Assoziationen verarbeitet worden ist. Dasselbe *mutatis mutandis* bezeugen die Abituriumserfahrungen für die ebenfalls in der Regel drei Jahre umfassende Oberstufe. In ihr ist die Klasseneinteilung noch radikaler als in der Zwischenstufe geschwunden; während in ihr Mathematik und Sprachen für die überwiegende

Mehrzahl getrennt nach Jahrgängen betrieben werden, sind die Oberstüfler nicht nur im Kultur- und Naturunterricht als dem für alle gemeinsamen Kern vereinigt, sondern auch die Fachkurse sammeln ihre Teilnehmer nicht nach dem Klassenalter, sondern nach ihren Neigungen und Begabungen. Eine Schule, die ihren Existenzbedingungen nach ihr außerunterrichtliches Leben auf Selbsttätigkeit und Selbstverantwortung stellen mußte, wird den Schülern auch im Unterricht die Möglichkeit gewähren müssen, ihre Anlagen zu prüfen und danach ihren Hauptbildungsgang selbst zu wählen — genau so, wie die abgehenden, die ja auch — nur in meist noch entscheidenderer Weise sich jetzt mit dem Zeugnis der mittleren Reife auf einen Beruf spezialisieren.

Für seine Spezialisierung steht dem Scharfenberger Oberstüfler bis jetzt zur Wahl: der Lateinkurs mit acht Wochenstunden, der Griechischkurs mit deren sieben, der Englischkurs und Französischkurs mit je sechs, der Deutschkurs, der mathematisch-physikalische und der biologisch-chemische ebenfalls mit je sechs Wochenstunden. Teilnehmer an einem der drei letzten — nichtsprachlichen — Kurse müssen sich aus den möglichen Sprachenverbindungen (Lateinisch plus Griechisch, Lateinisch plus Englisch, Englisch plus Französisch usw.) eine ihrer Vorbildung angemessene aussuchen, in der die eine zwar als Hauptsprache gilt, aber in beiden von ihnen weniger als normaliter zu erwarten ist, wie umgekehrt die Mathematik und die Naturwissenschaften an die Sprachkursler geringere Anforderungen stellen werden. Alle Nichtmathematikursler haben nur einen vierstündigen Mathematik- und Physikunterricht; muß doch jeder Kraft und Zeit behalten, seinen Kurs (Lateinischkurs und Griechischkurs, Französischkurs und Englischkurs kann man kombinieren, sonst ist nur einer erlaubt) mit besonderer Intensität zu treiben, soll und muß er doch in ihm bei erhöhter Stundenzahl, bei besonderer Begabung, die ihn dazu getrieben hat, Wertvolles schaffen. So besteht hier in Scharfenberg die Wahlfreiheit nicht in der Möglichkeit einer recht großen Auswahl unter mehreren zwei- oder gar einstündigen fakultativen Zusatzdisziplinen oder mehr als erfreuliche Zugabe empfundenen Arbeitsgemeinschaften, sondern in der Gelegenheit, sein Neigungsfach energisch in den Mittelpunkt zu rücken. In diesem seinem Kurs bleibt jeder Oberstüfler drei Jahre hindurch, es sei denn, daß man ihn schon nach zwei Jahren zum Abiturium präsentiert, sei es, daß eine unüberwindliche Abneigung gegen die ursprüngliche Wahl sich einstellt, beides Fälle, die in ganz verschwindend geringer Zahl bisher vorgekommen sind. Ob aus dieser Wahl der spätere Beruf folgt, ist von sekundärer Bedeutung. Mathematik- und Physikursler werden vielfach zur Technischen Hochschule übergehen, die Naturkursler sind bis jetzt Chemiker, Biologen oder Mediziner geworden, aber kein Altsprachler Altphilologe oder gar die Deutschkursler sämtlich Germanisten. Wichtiger ist, daß in dieser zum zweiten Male um ein Triennium verlängerten Schulzeit von den jungen Menschen nicht in allen Fächern die gleiche Anspannung gefordert wird, daß in der Unrast dieser Jahre ihnen ein Zentrum,

das sie lieb haben, die Beruhigung beschert, wenigstens irgendwo schon etwas zu können, den festen Ausgangspunkt bietet, auf den sie die verwirrende Fülle der Eindrücke und Probleme, die grade jetzt, wenn sie überhaupt lebendig sind, auf sie einströmen, beziehen und von hier aus deuten können. Vor brotgelehrtenartig verfrühter Verengung bewahrt sie die Teilnahme an dem für alle Kursler verbindlichen Kultur- und Naturunterricht, der Fortsetzung des Gesamtunterrichts der Zwischenstufe mit ausgeweitetem Horizont und erhöhtem Niveau.

Diese Stundenorganisation ergibt eine starke Vereinfachung. Z. B. kennt ein Teilnehmer am antiken Kurs nur folgende Rubriken: Kernunterricht, Mathematik/Physik (vierstündig) und das Studium seiner Antike. Oder ein anderer hat Kultur, verstärkt um den Deutschkurs, Natur, Mathematik/Physik (wie oben) und zwei Sprachen oder Kultur, Natur, verstärkt um den Naturkurs, Mathematik und zwei Sprachen. Was an Philosophie, Kunstgeschichte, Staatsbürgerkunde, Geopolitik und ähnlichem geboten werden soll, steckt an seiner Stelle im Kultur- und Naturunterricht, kommt je nach dem jeweiligen Hauptthema stärker oder schwächer zur Geltung. Nur ja kein Nach- oder Nebeneinander so vieler Sonderzyklen, den Übersichtsanhängseln im alten Geschichtsleitfaden vergleichbar.

Trotz Kursbetonung, Fächerverminderung und schon von der Zwischenstufe her üblicher Doppelstunden-Ablösung (immer erst nach 90 Minuten ist Pause) klagten die Oberstufler im ersten Winter über Arbeitszersplitterung; es kam zu förmlichen Stundenplan-konferenzen der Schüler unter sich und mit den Lehrern gemeinsam, aus denen sich schließlich der Wochenplan entfaltet hat. Seitdem sind in einer Woche immer nur die Kulturfächer dran, in der nächsten in der Hauptsache Mathematik und Naturwissenschaften, in der dritten stehen die Sprachen im Vordergrund. „Dieser neue Plan beruhte auf dem psychologischen Gesetz, daß jeder Reiz einer gewissen Dauer bedarf, ehe seine Wirkung überhaupt zu verspüren ist. Daß er dann aber bis zu einem gewissen Grad zunimmt, auch wenn er nicht von außen verstärkt wird. In einer Unterrichtsstunde, in der etwas anderes als in der vorangehenden durchgenommen wird, müssen die Vorstellungsmassen, mit Hilfe welcher neue Vorstellungen aufgenommen werden, erst in das Bewußtsein gerufen werden.“ Dann hat aber der Schüler das Verlangen, sich eine Zeitlang mit diesem Gegenstand zu beschäftigen, und zwar um so länger, je älter er ist. Eine fünfmalige Umstellung an einem Vormittag bedeutet daher eine Vergeudung von Energie. Nach dem Wochenplan können ein Lehrer oder zwei nun acht Tage hintereinander in ganz aus der Sache sich ergebender Stundenanordnung mit der Oberstufe allein arbeiten. Ein großer Zeitgewinn fürs „Pensum“ und eine ungeahnte Vertiefung sind die unbestrittenen Erfolge dieser Konzentration gewesen. Die zeitliche Kontinuität brachte auch andere methodische Möglichkeiten mit sich. Nach zwei Stunden Lehrgesprächs löst sich etwa die Mitarbeiterschar in kleine Gruppen auf, die für sich die aus dem behandelten Stoff entsprungenen Teilaufgaben vornehmen: Quellen-

stellen, auch fremdsprachliche, Bücherabschnitte, Zusammenfassungen, Szenen mit verteilten Rollen, Tafelübersichten, mit verschiedenen Kreiden zu entwerfen, Statistiken, Zeichnungen, Modelle, mikroskopische Beobachtungen, Präparate; der Lehrer bleibt für Ratsuchende zur Verfügung. Nach angemessener Zeit, es kann bei größer gezogenem Radius auch am Nachmittag oder erst am nächsten Morgen sein, treffen sich wieder alle, jeder legt sein Ergebnis vor, oder man fährt im Unterricht fort, in den dann der einzelne an passender Stelle als Spezialist eingreift oder die Gruppen nach selbst aufgestelltem Programm abwechselnd die Führung übernehmen. Die Gruppen sind oft mit den Kurslern identisch, die auch ohne vorherige Präparationszeit, durch ihren sonstigen Unterricht hierin besser vorgebildet, aktiv werden können, oder, falls sie noch nicht den Überblick besitzen, aus dem Stegreif das grade Nötige klar zu stellen, holen sie ihren Kursleiter herbei —; so kann man im Kernunterricht von einem „fluktuierenden Helfersystem“ sprechen, dessen Möglichkeit zugleich den Vorwurf entkräftet, daß ein Lehrer einen so umfassend abgesteckten Konzentrationsunterricht in allen seinen Teilen fachmäßig nicht beherrschen könne, wie es freilich für eine Oberstufe notwendig ist. Wenn der Philologe etwa bei Besprechung der Dunkelmänner-Briefe oder der Naturwissenschaftler bei der kopernikanischen Umwälzung oder der Kunstlehrer bei Behandlung der Renaissance oder der Musiklehrer etwa bei der Durchnahme des Barockzeitalters mit seinen Musikanten eingreift durch Vorführen Bachscher Musik, setzt sich der für den Kulturunterricht verantwortliche Lehrer unter die Schüler, beteiligt sich am Fragen und Debattieren. Wie im modernen Wirtschaftsleben Arbeitsteilung und Arbeitsvereinigung gleichzeitige Erscheinungen gewesen sind, so greifen hier in dem Oberstufenunterricht Konzentration und Spezialisierung ineinander, sich nicht etwa ausschließend, sondern sich gegenseitig bedingend. Die Wahl des Neigungskurses bestimmt, ohne daß man sich dessen immer zunächst bewußt zu sein braucht, im wesentlichen auch den Typus des Abituriums: Der Deutschkursler fährt am besten, wenn er sich nach der Form der Deutschen Oberschule geprüft zu werden wünscht. Die besten Zeiten des Deutschkurses waren allerdings die, als ein Examen in Form der Deutschen Oberschule noch nicht möglich war; da war die Arbeit im Deutschkurs nur Zutat, die äußerlich nicht das Geringste einbrachte; die Freudigkeit und Reinheit des Strebens in ihm ist seitdem nie wieder erreicht worden! Der Naturkursler wird sich in der Meldungsliste zum Abiturium als Oberrealschüler eintragen, ebenso der Mathematiker; einer zwar, dessen Sprachen die antiken gewesen waren, erhielt das Zeugnis des Gymnasiums, aber mit dem Zusatz, daß seine mathematischen Leistungen den Anforderungen einer Realanstalt entsprochen hätten. Daß man andererseits auch das Konzentrationsprinzip im Abitur zur Geltung bringen kann, zeigt der Schlußsatz einer Deutschkursler-Meldung: „Da ich mir mit meinem Gespan eine kurze Strecke der geschichtlichen Entwicklung genauer erfahren, ihren Inhalt in verbindender Ordnung mitzunehmen mich bemüht habe, möchte ich in Geschichte über die

Zeit von 1600 bis 1800 in besonderer Hinsicht auf die Entwicklung der Staatstheorien sprechen, sodann Lessing als Vollender des Alten und Beginner des Neuen in dieser Epoche zum Spezialthema nehmen, im Anschluß an seine Hamburgische Dramaturgie aus Shakespeare übersetzen, bei Fragen nach ihrer Weltanschauung die Meditationen Descartes, Leibniz Philosophie und Spinozas Ethik streifen, an einem Abschnitt daraus zeigen, wie weit ich einen lateinischen Text verstehen kann, zur Abrundung des Zeitabschnitts die Bilder von Rubens und Rembrandt gegenüberstellen, von dem letzten aus, der selbst das Kolleg des Physikers Huyghens besucht hat, einen Blick auf die Wandlung der Lichttheorien tun.“

Nachteilige Folgen wegen der periodisch wiederkehrenden längeren Zwischenpausen, die der Konzentrationsplan mit sich bringt, sind nicht bemerkt worden; nach wenigen Ankurbelungsstunden ist die Brücke wieder geschlagen, und das Plus, das die darauf einsetzende Kontinuität mit dem Eintauchen des ganzen Menschen in eine Zeit oder seinem Versenken in ein Thema oder den Totaleindrücken in kurzer Zeit hintereinander zu beendigender Lektüre im Gefolge hat, überwiegt den kleinen Schaden bei weitem.

Die Zwischenstüfler sind schon etwas darauf vorbereitet, wenn sie in die Oberstufe übertreten; ergibt sich doch ganz von selbst, daß der Lehrer, dessen Woche läuft, in der Zwischenstufe nur wenig unterrichten kann und dadurch auch hier eine freilich mit Recht mäßigere Verminderung der Fächer eintritt. An sich haben sie mehr Stunden als die Oberstüfler; ihre Zahl nach oben abnehmen zu lassen, dient dem Bestreben, Raum zu schaffen für immer selbständiger werdende Arbeit. Die Studientage, die zwei oder drei nacheinander in die Arbeitswoche fallen, sollen ebenfalls dazu hinleiten. Der feste Stundenplan dürfte für die Oberstufe zum mindesten im Kursfach nur ein Übergangszustand sein zu einem ganz freien Arbeiten mit dem Lehrer. Man freut sich über jede Möglichkeit, wenn ein Stoffgebiet aus dem Stundenplan ausscheidet, weil es sich ohne ihn von selbst sozusagen aus dem täglichen Leben heraus Geltung verschafft. So lernt jeder Meteorologie durch den Wetterdienst, der im dreimaligen Ablesen aller Apparate pro Tag und dem Aufstellen und Berechnen der zahlenreichen Monatstabellen besteht; Sachkenntnis und Akribie sind Voraussetzung dabei, denn die Wetterstation ist staatlich eingerichtet, die Berichte müssen an das meteorologische Institut eingesandt werden und haben bei Prozessen der Tegeler Gastwirte mit der Regenversicherung schon öfter auch juristische Bedeutung gewonnen. Bei ihrer Einrichtung wurde mit dem Theodoliten durch Höhenwinkel-Messung die Turmhöhe des Bollehauses bestimmt; Messungen auf Meßtischblättern ergaben die geographische Lage des Wetterhäuschens. Messen und Zeichnen kann man in Scharfenberg in unerschöpflichem Ausmaß. Die Mathematikursler haben unter Zuhilfenahme von Stahlbandmaß, Holzwinkelmesser, Winkelspiegel und Theodolit in einigen Monaten die ganze Insel ausgemessen. Wie schön ist es, wenn die Sprechfertigkeit nicht in Schulstunden, sondern bei den englischen Tees

der auf der Insel wohnenden Miß oder beim Gärtnern mit ihr geübt wird, wenn den Landwirten oder Gärtnern durch ihre Tätigkeit chemische, ernährungsbiologische und naturkundliche Kenntnisse in Fleisch und Blut übergehen, oder wenn manche Grundbegriffe und die Ereignisse der modernen Politik hängen bleiben durch die beim Abendbrot von den Schülern gehaltenen Zeitungsberichte; die Feuilleton-Berichterstatter über Naturwissenschaft, Technik, Kunst und Sport, die abwechselnd beim Mittagessen das Wort nehmen, eignen sich durch ihre Vorbereitungen aus den Zeitungen eine große Sachkenntnis an, die manchen schon bei der mündlichen Abituriumsprüfung als grade in allermodernsten Dingen gut orientiert hat erscheinen lassen. Die Führungen der Schülerschaft durch einen Naturkursler über die Insel, die ja in ihren Bäumen und Sträuchern die seltensten Exemplare bis hin zur Eibe, dem Bambus, der Tigerschwanzfichte, der ostasiatischen Goldlärche aufweist, ersetzen manche Naturgeschichtslektion. Auch die Halbjahrsarbeiten, die hier seit Gründung der Schule über selbstgewählte Themata geliefert worden sind, die Vorläufer der heute allgemein zugelassenen „Großen Arbeiten“ bewegen sich meist in derselben Richtung, Leben und Wissenschaft möglichst miteinander zu verbinden. So hat ein Naturkursler den dendrologischen Wert der Insel Scharfenberg dargestellt, während ein anderer Biologe sich „Die Ernährung auf der Insel Scharfenberg“ zum Thema nahm, wobei er nach Wägungen und Messungen der Kameraden und der verarbeiteten Lebensmittel sich auf ein weitschichtiges Material stützte und es auf die neuesten Vitamintheorien zu beziehen versuchte. Einer der politischen Zeitungsberichterstatter schrieb über das Wesen der Kartelle und Trusts auf Grund selbstgesammelten Zeitungsmaterials aus der Frankfurter und der Deutschen Allgemeinen Zeitung 1925/26. Nach einer Rheinfahrt der Oberstufe verfertigte ein Schüler ein Relief der Moselschlinge bei Zell mit methodischem und wissenschaftlichem Begleittext. Ein geographisch interessierter Mathematikursler reichte eine gedruckte Karte der Insel Scharfenberg, hergestellt auf Grund eigener Messungen und Berechnungen, ein. Volksliederabende, Orchesterproben, sonntägliche Hausmusiken machen es Gott sei Dank unnötig, dieses Kunstgebiet regelmäßig auf dem Stundenplan erscheinen zu lassen. Der tägliche Dauerlauf um 6 Uhr 10 Minuten um die Insel; die Freiübungspause zwischen dem zweiten und dritten Stundenpaar, die Sportpause, in der alle außer dem Tischdienst eine halbe Stunde im Springen, Laufen, Kugelstoßen, Gerwerfen, Reckturnen, gruppenweis wechselnd trainieren, ergeben zusammen die tägliche Turnstunde, ohne daß sie als solche belastet. Ebenso ergibt sich das tägliche Schwimmen aus der Umgebung; über den See ans Land schwimmen zu können, gilt als das von allen geforderte Probestück. Man spielt auf dem Spielplatz, wenn man Genossen dazu findet, die Lust und Zeit haben; der Sportbetrieb als solcher hat auf der Insel keinen Boden gefunden, nimmt doch die Zeit, die in anderen Schulheimen wohl sonst ihm gewidmet wird, größtenteils die Gemeinschaftsarbeit in Anspruch, die als sozial fruchtbarer und schöpferischer

noch dazu traditionell in höherer Achtung steht als jener; vielleicht wird einmal die Gymnastik im eigentlichen Sinne hier dafür zu sorgen haben, daß neben der Anspannung der Muskeln eine schöne Körperhaltung und Anmut der Bewegungen gepflegt werden, der beste Ersatz des Wassersports im Winter.

Was sich in den sechs Jahren des Bestehens der Schule im Unterrichtlichen entfaltet hat und was sich daraus bei stetiger Weiterentwicklung noch entfalten soll, geht weithin zusammen mit dem, was ihr Gründer vor kurzem in einem Buch des Schweizer Leonhard Ragaz ausgesprochen fand: „Wir werden viel weniger Schule im heutigen Sinne haben, aber dafür wird die Kultur viel mehr von selbst „Schule“ sein. Möglichst wenig Bildung für sich in Form einer besonderen Organisation der Bildung und dafür alles Leben ungleich mehr von Bildungswert und Bildungsstil durchdrungen als heute. Möglichst wenig Kunst für sich, als seitabstehender Betrieb und dafür möglichst viel Kunst als ein Grundelement des Lebens. Möglichst wenig Religion für sich als besondere Sache, die für sich selbst Wert zu haben glaubt und sich selbst pflegt, und dafür möglichst viel Gemeinschaft im Höchsten durch das Organ aller anderen menschlichen Gemeinschaft. Das ist Lebenseinheit des Reiches Gottes, der wir zustreben müssen.“

d. Die Entfaltung in den Selbstverwaltungsprovinzen.

Verglichen mit der Gemeinschaftsarbeit und dem Unterricht erscheint die Entfaltung auf diesem Gebiete geringer. Die Selbstverwaltungsinstitutionen sind mehr oder weniger so geblieben, wie sie sich im ersten Jahr konsolidiert haben; die größere Starrheit darin mag sich erklären einmal aus dem praktischen Sinn, der in Scharfenberg mit der Zeit immer mehr an Schätzung zugenommen hat, aus einer von Besuchern sehr oft stark gefühlten Sachlichkeit, der es mehr auf das Tun, als auf das Bereden und Problematisieren ankommt, und zweitens daraus, daß eben die Sache, die Selbstverwaltung selbst zur Selbstverständlichkeit geworden ist und nie Schranken gekannt hat. Nach dem Wyneckenerlaß 1918 gediehen „die Schulgemeinden“ da am besten, wo Direktor und Kollegium dagegen waren; auf der Insel, wo der Leiter der stärkste Verfechter der Selbstverwaltung ist, fällt dieser funkenentzündende Widerstand weg.

Vom Gründungstag bis heute ist die einzige Instanz des Ge- und Verbieters auf der Insel die Versammlung ihrer Bewohner, die sogenannte Abendaussprache. Musik und Gesang eröffnen und schließen sie; zwischendurch wird Obst herumgereicht von Tisch zu Tisch, an denen man verteilt sitzt, wie beim Essen, ganz familiär; sind doch diese Abendaussprachen nicht so sehr als Parlamentsversammlungen, sondern aus verlängerten Tischunterhaltungen entstanden. Jetzt leitet sie etwas formeller ein Mitglied des von der Zweidrittel-Mehrheit gewählten Ausschusses, der aus einem Lehrer und drei Schülern bestehen soll; bei Beschlußfassungen haben Erwachsene und Schüler

das gleiche Stimmrecht. Jeder kann Fragen aufwerfen oder vorher dem Ausschuß Anträge einreichen, die dieser ohne Vorzensur, wie sie etwa in Wickersdorf üblich ist, auf die Tagesordnung setzt. Wenn sie dem Ausschuß als gewichtig genug erscheint, lädt er zu einer Abendausssprache durch Anschlag an der Saaltür ein. In ihrem Mittelpunkt hat beispielsweise einmal die Frage gestanden: Was gefällt uns nicht an unseren Lehrern? Was den Lehrern nicht an ihren Schülern? Da machte ein Mitglied des antiken Kurses seinem Lehrer den Vorwurf, daß er seine Fächer dem Kulturunterricht gegenüber nicht stark genug durchsetze; einem Deutschkursler mißfielen die ironischen Seitenhiebe seines Kursleiters; mehrere hatten den Eindruck, daß der junge Musiklehrer sich zu sehr unter vier Augen mit einzelnen beschäftige anstatt mit allen Scharfenbergern; umgekehrt warnte der Leiter die Schüler vor dem allzu rustikalen Absehen von der Konvention; der Zeichenlehrer bat um mehr Takt bei Vertraulichkeitsbeweisen der Schüler gegen die Lehrer. Oder eine andere Abendausssprache beriet die beim Baden so vieler Jungen im freien See notwendigen Vorsichtsmaßregeln, bestimmte einige starke Schwimmer zu „Wapoleuten“, über deren Reihe niemand hinausschwimmen darf, verlangte, daß immer ein Boot mit Rettungsring zur Stelle sei. Oder ein andermal machte ein Hauptpraktiker den Vorschlag, durch Mutwillen oder Fahrlässigkeit verdorbenes Gemeinschaftsgut nicht mit dem Geld der Eltern, sondern durch Werte zu ersetzen, die aus dem Verkauf von Handfertigkeitserzeugnissen erworben seien. Die verschiedensten Ansichten darüber wurden laut, bis die Mehrheit die Stellungnahme bis zur nächsten Abendausssprache vertagte, damit erst die Elternversammlung um ihre Ansicht befragt werden könne. Nach dem Beschluß der 56. muß jeder Fremde zehn Pfennig in die Fährkasse entrichten, aus der Handwerkszeug und Apothekerwaren gekauft werden; ein anderer verwehrt Besuchern und Einheimischen im Interesse des Pflanzenschutzes das Mitnehmen von Blumen und Zweigen. Die Abendausssprache kann dem ihrer Mitglieder, das sich — etwa durch allzu gröbliches Abweichen von ungeschriebenen Gesetzen — außerhalb der Gemeinschaft gestellt hat, ihre Mißbilligung aussprechen, die einzige auf der Insel mögliche Strafe. Sie kann auch den von ihr gewählten Beamten ihr Vertrauen entziehen; und schon manchem ist, wenn er am anderen Morgen statt des Kameraden, den er bislang an exponierter Stelle zu sehen gewohnt war, plötzlich den Neugewählten erblickte, die Unerbittlichkeit des Majoritätsbeschlusses in einer Demokratie anschaulich geworden. Ein Beschluß von diesem Jahr hat den Verfassungstag zum Wahltag bestimmt. Sein Verlauf 1928 läßt den Geist der Selbstverwaltung, wie er in Scharfenberg herrscht, charakteristisch erkennen.

Der gemeinsame Dauerlauf eröffnete wie alle Tage um 6 $\frac{1}{4}$ auch den 11. August. Um 7 Uhr läutete es sogar zum Unterricht! Der Neuphilologe setzte sich mit den Oberstülfern zusammen, und man zog unter Zuhilfenahme der Zeitungen Vergleiche zwischen der deutschen Verfassung und der englischen und französischen. Der Altphilologe besprach mit seinen Lateinern das klassische römische Beamtentum

und die Organisation der deutschen Reichsbehörden. Der Historiker führte seine Zwischenstüfler zuerst auf das Schwarzburger Schloß, wo Friedrich Ebert vor neun Jahren die in Weimar beschlossene Verfassung unterzeichnete, und dann unter die Linde auf dem Hersfelder Schloßhof, wo genau tausend Jahre vorher ein sterbender König die Reichsinsignien dem Bruder übergab, sie in eiligem Ritt quer durch Deutschland dem tüchtigsten seiner Gegner zu überbringen. „Wer schlägt den Löwen, wer schlägt den Riesen, — der sich selbst bezwingt!“ Man suchte in mittelalterlichen Quellen weiter nach Wahlberichten und Reichstagsbeschreibungen und nahm sich vor, in den kommenden Wochen mehr darin zu lesen und aus den Funden eine kleine Verfassungsgeschichte dieser tausend Jahre zusammen zu setzen, jeder seine eigene. Vom anderen Schulplatz hatte man schon öfter erregtes Sprechen herübertönen hören; jetzt klatschte man dort sogar Beifall. Unsere Jüngsten hielten da eine Reichstags-sitzung ab; der Außenminister hatte eine Rede geschwungen, man hatte über den Beitritt zum Völkerbund debattiert; der Präsident hatte Ordnungsrufe ausgeteilt; man hatte den „Hammelsprung“ agiert; Ministerien waren ab- und aufgetreten. Beim Frühstück noch wollten sich die Wogen der parlamentarischen Erregung nicht legen. Darum versammelten wir uns um unser Festkleinod, den einst von Ibach gestifteten Flügel, und hörten die Es-Dur-Fuge aus dem wohltemperierten Klavier; Oboe, Violine und Flügel feierten wetteifernd den Tag im Bachschen C-Moll-Konzert. Nach diesem stimmenden Akkord konnte man sich unter die grünen Bäume an die blauen Tische setzen, um „mit Kraft und Würde“, wie es Frau Regula Amrain vom Staatsbürger fordert, das Wahlrecht auszuüben. Eine Abendaussprache bei hellem Sonnenschein! Mehr als 30 Ämter waren zu besetzen — der „Läutnant“, der Hauswart, der die Besen, Schrubber, Scheuertücher unter sich hat und das Möbelinventar führt, die Saaldienste, die schon eine halbe Stunde früher aufstehen müssen, um die Gemeinschaftsräume zu säubern und im Winter zu heizen; der Musikwart tut's gleich mit im Flügelsaal; der Bibliothekar, der Entenwart; der Apotheker wird einstimmig gewählt, er war der einzige noch von denen, die vor zwei Jahren am Arbeitersamariterkurs in Tegel teilgenommen hatten. Aber auch Stichwahlen wurden nötig; während die Stimmen ausgezählt wurden, las jemand eine von den Quellenstellen vor, die man vorher im Verfassungsunterricht aufgestöbert hatte. Die berühmte Schilderung von dem Großmutsstreit der Konrade auf der Wahlebene bei Kamba war's Anno 1024. Und wie hatte der redselige Mönch sie eingeleitet? „Vergeblich erwartest du von einem anderen Beistand; in schwierigen Dingen führen immer stilles Überlegen und schnelles Wagen am besten zu einem guten Ausgang. Es unterlag keinem Zweifel, daß es nicht einer unwichtigen Angelegenheit galt, sondern einer solchen, die, wenn sie nicht mit dem ganzen warmen Herzen und mit dem höchsten Eifer ergriffen wurde, dem Reiche unermesslichen Schaden bringen mußte. So wandten alle Wähler ihr ganzes Sinnen und Trachten darauf, daß der Staat nicht länger ohne Herrscher sei.“ Lauter Jubel erhob sich plötzlich. Die Spannung war gelöst. Ein



Verfassungstag.

Schüler der Zwischenstufe hatte über zwei Drittel aller Stimmen bei der Ausschlußwahl auf sich vereinigt, jeder der beiden Ostern zu uns gekommenen Lehrer eine hohe Zahl erreicht, nur die Spaltung hatte hier das positive Ergebnis verhindert; nachdem einer von ihnen verzichtet hatte, fiel dem anderen im zweiten Wahlgang die Vertrauensmajorität zu. Wir hatten also nach dreivierteljähriger Zwischenpause wieder einen Ausschluß! Die älteren Scharfenberger — auch ehemalige waren zugegen, — sahen sich bedeutungsvoll an. War nicht der Ausschluß immer ein Barometer für das Höhenniveau des Ganzen gewesen? Ein bitterböser Winter lag hinter uns. Nicht daß das Fehlen des Ausschusses daran schuld gewesen wäre; aber daß er nicht zustande gekommen war, hatte angezeigt, daß etwas nicht stimmte, daß ein latenter Widerspruch vorhanden sein mußte zwischen der mitgeborenen Richtung und der augenblicklichen Zusammensetzung, daß keiner der Lehrer von Natur oder Wollen grade die Eigenschaften hatte, die sein Wirken in diesem Kreise zu einer Notwendigkeit, zu einer beiderseitigen Freude gemacht hätte, daß die Oberstüfler zu schwach oder zu abseitig, und die älteren Zwischenstüfler noch zu unbeschrieben gewesen waren. Andererseits hatte dies Interregnum den immanenten Willen der Gemeinschaft, auf der ursprünglichen Bahn fortzuschreiten, offenbart. Man hatte nicht Repräsentanten herausstellen mögen, die im Format zu den früheren Ausschlußmitgliedern nicht gepaßt hätten. Die Idee war in den beiden Wahlversammlungen, aus denen kein Ausschluß hatte hervorgehen können, bewußt oder unbewußt respektiert worden.

Der neugewählte Ausschluß hat in der letzten (86.) Abendausprache die Gemeinschaft gefragt, was sie vom Ausschluß erwarte und danach selbst zu entwickeln versucht, wie die beiden augenblicklichen Mitglieder ihre Wirksamkeit ansähen. Es ergab sich, daß noch

zu Recht bestand, was in der 5. Abendaussprache bei Einsetzung des Ausschusses gesagt worden war; er sei dazu da, unmerklich Reibungen zu verhindern, durch gütlichen Zuspruch Unstimmigkeiten zu beseitigen; seine Mitglieder sollten sich nicht als Aufsichtführende fühlen, sondern als Berater, als doppelt und dreifach Verantwortliche. Deshalb sei es auch schwer, ihren Amtskreis genau zu umzirken; sie würden bald hier, bald dort aus dem Einzelfall heraus einzugreifen haben, mehr noch verhütend, vorbeugend, als verbietend, korrigierend. Der neugewählte Ausschuß will entsprechend der gewachsenen Zahl den Rahmen weiterstrecken und neben der persönlichen Einwirkung von Anlaß zu Anlaß auch durch öffentliche Besprechung wesentlicher Probleme auf die Bildung oder das Bewußtwerden einer Tradition hinwirken. Er bittet, sich nicht über Zurückhaltung zu wundern, da er zunächst immer zur Selbstregelung der Schwierigkeiten aus eigener Verantwortung heraus Raum lassen wolle.

Von Zeit zu Zeit, mindestens in einem Quartal einmal, vereinigen sich die Inselbewohner mit den Eltern zu einer Sonntagsschulgemeinde, in der bei Abstimmungen Vater, Mutter, Sohn je eine Stimme haben, von finanziellen Fragen abgesehen, welche die Eltern allein entscheiden. Da fast alle Eltern im nahen Berlin wohnen, können sie regelmäßig an diesen Tagen teilnehmen. Über eine solche Schulgemeinde hat sich ein Protokoll von fremder Hand in die Vossische Zeitung verirrt, in der es heißt: „Die neue Druckschrift des Ministeriums wird hier zum großen Teil freudig begrüßt; hat man doch auf der Insel schon seit Bestehen der Schule den Gedanken der Konzentration des Unterrichts bejaht, der dort gefordert wird. Schon immer hat man hier statt 36 Wochenstunden höchstens 26, um den Schülern mehr Zeit zur selbständigen Arbeit zu lassen. Nach Abschluß dieses Fragenkomplexes sprechen und fragen Mitglieder der Elternschaft, Schüler ergänzen den Bericht des Leiters. Ein Mitglied des Schülerausschusses berichtet von seinen Erziehungsnöten: Da kann sich dieser und jener nicht in die Gemeinschaft eingliedern, da kommt es vor, daß jemand sich nicht freiwillig zur Gemeinschaftsarbeit, die der Gutsbetrieb der Schule fordert, melden mag. Ein anderer berichtet über die von den Schülern neu eingeführte Gesellenprüfung in der Buchbinderei und lädt zum Besuch ihrer Ausstellung ein; ein dritter beklagt sich darüber, daß die Eltern nicht alle zur letzten Theateraufführung kamen, die die Schule für ein größeres Publikum in Tegel veranstaltet hat, aus deren Reingewinn man ein Pferd kaufen will. Die Lehrer bitten die Eltern der in der neuen Aufbauabteilung vereinigten Volksschüler zu einer intimeren Sonderbesprechung auf den Schulplatz; man will die Meinung der Eltern hören, ob in den Fächern Latein und Mathematik für eine Gruppe von Schülern, die die volle Freiheit in der Arbeitseinteilung nicht anzuwenden verstehen, eine etwas gebundenere Marschroute eingehalten werden soll, ein pädagogischer Umweg, der freilich bald wieder in die frühere Bahn ganz freiwilliger Mitarbeit einmünden müsse. So innig ist hier die Arbeitsgemeinschaft zwischen Eltern und Lehrern, daß jede Gruppe sich nicht scheute, die andere in aller Öffentlichkeit unter selbstverständlichem

Dabeisein auch der Schüler auf Mängel und Fehler in der Erziehung aufmerksam zu machen.“

Die Abendaussprachenbeschlüsse werden in der Schulgemeinde bekannt gegeben, nicht daß diese sie aufheben könnte, aber man legt Wert darauf, die Meinung der Eltern darüber zu hören. In besonders wichtigen Fällen hat auch die Abendaussprache die endgültige Entscheidung gemeinsamer Beschlußfassung vorbehalten. So war es bei der Aufhebung der Zensuren und bei Annahme der Voraussetzungen für den Eintritt in die Schulfarm, deren letzter Satz lautet: „Sollte der Aufgenommene sich dem hier erstrebten Lebensstil nicht anschließen vermögen und das Stimmrecht innerhalb eines Jahres von der Zweidrittel-Mehrheit der Abendaussprache nicht erhalten, muß er abgehen.“ Damit ist der Schüler-Selbstverwaltung eine sehr schwerwiegende Entscheidung zugesprochen; greift sie doch über den Inselbereich hinaus und veranlaßt einen Kameraden, seine Laufbahn da draußen fortzusetzen, wo ihm allerdings die Vielgestaltigkeit des Berliner Schulwesens zur Verfügung steht, wenn er nur einigermaßen für geistige Weiterbildung geeignet ist, zumal sie ihm durch persönliche Fühlungnahme mit den Direktoren von Scharfenberg aus erleichtert wird; enthält doch die Abstimmung weder eine Einschätzung des Intellekts, noch ein allgemein menschliches Werturteil, sondern konstatiert nur, wer gut und wer weniger gut in diese ganz besonders gearteten Milieuverhältnisse paßt. Das Abstimmungsergebnis über den einzelnen ist in der Regel dem Grad des Sichwohlfühlers proportional. Die Einrichtung erwies sich als notwendig, damit die verhältnismäßig wenigen Plätze wirklich den Jungen zugute kämen, die grade ihre besonderen Charakteranlagen in solcher Umgebung und in einer solchen besonders entfalten können. Und ferner war sie notwendig, wenn die junge Schule zu einer wirklichen stileinheitlichen Tradition gelangen wollte. Ist es doch eine Versuchsschule nicht nach intellektuellem Gesichtspunkt, sondern eine Schule der Gesinnungsgemeinschaft, einer Gesinnungsgemeinschaft solcher, die nach ihrer seelischen Eigenart fähig erscheinen und — bestärkt werden können, durch ihr Beispiel verantwortlich zu sein, nicht nur für ihr eigenes Tun innerhalb der größeren Gemeinschaft, sondern sich mitverantwortlich zu fühlen für die Neubildung menschlicher Beziehungen und Werte rundumher. Und solche Gesinnung, die den üblichen Zeitströmungen in manchem entgegengesetzt ist, kann sich zunächst nur in Gemeinschaft Gleichgesinnter so befestigen und entwickeln, daß sie schließlich Allgemeingut zu werden vermag. Und das im Einzelfall zu beurteilen, werden entschieden wohl die am besten fähig sein, die ein bis zwei Jahre in solcher Gesinnungsgemeinschaft sich glücklich gefühlt haben, und gerade die jugendlichen Mitglieder dieses Kreises besser als die erwachsenen, die schon viel zu sehr an der Zeiten Last zu tragen haben und von den Alltagsströmungen ihrer Zeit zu lang umgeben waren, um zukunftsicher unbewußt die Wege jener Neubildung zu treffen. Und selbst wenn einmal ein Fehlbeschuß vorkäme, es geht nicht an, auf dem Gebiete der Selbstverwaltung Kompromisse zu schließen, das heißt, wenn es ernster wird, doch letzten Endes dem Lehrer die Entscheidung

zu überlassen; eine Selbstverwaltung, die man nur über Festprogramme und ähnliches beschließen läßt, wird zur Parlamentsspielerei und verliert ihren staatsbürgerlichen Erziehungssinn. In Autonomiesachen muß man's mit dem preußischen Bauernbefreier und Schöpfer der Städtesebstverwaltung halten: Nur durch volles Hineinstellen in die Freiheit, nur durch Gewöhnung an sie und in ihr kann die volle Reife in ihrer Anwendung erreicht werden! Die Eltern haben durch ihre Abstimmung die Mitverantwortung für solche und ähnliche Dinge übernommen. Mancher Vater hat bekannt, daß er im Laufe verschiedener Schulgemeinden noch habe zulernen müssen; z. B. haben viele erst in solchen Versammlungen eingesehen, daß frische Luft, das bißchen Wasser und die grünen Bäume, so schön sie auch als Zugabe sein mögen, für den Geist der Schule unwichtig sind und daß die entscheidenderen Stilmerkmale ganz wo anders liegen. Vier Mütter oder Väter, die hierfür besonderes Verständnis an den Tag gelegt haben, werden von den Eltern in der Schulgemeinde in den Elternarbeitsausschuß gewählt. In ihm bereitet man unter Beisein des Leiters, des Kassenführers, der augenblicklich mit dem Zeichenlehrer identisch ist, der Haushaltsvorsteherin, des Landwirts und des ältesten Mitgliedes des Schülersausschusses die Schulgemeinden im einzelnen vor und nimmt sich vor allen der Angelegenheiten an, die eine diskretere Behandlung erfordern. Sei es, daß es sich darum handelt, arbeitslos gewordenen Vätern den Verpflegungsbeitrag zu stunden oder zu ersetzen, sei es, daß er entscheidend mitwirkt bei der Lösung der Schwierigkeiten, die sich ab und zu aus dem Charakter oder dem Verhalten des einzelnen zur Auffassung und Haltung der Gesamtheit ergeben. So hat der letzte Winter zwei Ausschußsitzungen gebracht, in denen man sich mit klarer Erkenntnis sachlicher Notwendigkeiten und einfühlendem Verständnis über die Zukunft einiger Oberstüfler klar wurde, die bei guten Schulleistungen ihren individuellen Neigungen nicht so viel Zwang anzutun bereit waren, daß sie den nachwachsenden Generationen ein mitreißendes Vorbild hätten sein können. Die Objektivität, mit der solche Dinge im Elternausschuß behandelt werden, ist neben der „Aufsichtslosigkeit“ der Arbeitswoche das zweite Moment, auf das man in Scharfenberg ein ganz klein wenig stolz ist.

Als charakteristisch für die ernsthafte Sorgfalt der Schulgemeinden mag noch ein Beschluß der letzten Abendaussprache angeführt werden, die Ergänzungswahlen zum Elternausschuß ausgesetzt hat, da man die neuen Eltern noch nicht genügend kennengelernt habe; es zeigt, daß hier nicht nach Listen, sondern nur nach der persönlichen Eignung gewählt wird.

Über den Elternkreis hinaus greift der Verein der Freunde der Scharfenbergschulidee, der die Freunde solcher Pionierschulen sammeln möchte, wenn sie auch als Eltern nicht unmittelbar beteiligt sind. Seine Mitglieder stehen auf dem Standpunkte, nicht alles den Behörden abfordern zu sollen, was zur selbständigen freien Auswirkung des Gemeinschaftslebens notwendig ist. Die eingehenden Gelder werden verwandt zur Versicherung des Viehs, zu Inventarergänzungen in der Küche, zu vorteilhaften Engroseinkäufen von

Futtermitteln oder von Materialien, die die Schülerinnungen zur Ausführung selbstbeschlossener Arbeiten brauchen, zu Beihilfen für die künstlerischere Ausgestaltung von Festen. Der Monatsmindestbeitrag beträgt 50 Pf. Die Mitglieder sollen an den Festen der Jugend auf der Insel mit ihr zu einer Gemeinde zusammenwachsen, die Weiterentwicklung der Schule moralisch und finanziell stützen und mit der Zeit die Schulfarmidee in ähnlichen Gründungen einem größeren Kreise nutzbar machen.

Neben diesen von Anfang an bestehenden sozusagen offiziellen



Alarm der Schulfeuerwehr

„Selbstverwaltungsinstanzen“ hat sich neuerdings manches geregelt, unabhängig von ihnen; Kräfte melden sich an, die vielleicht auch auf diesem Gebiete zu neuen Entwicklungen führen können. So haben in der ausschlußlosen Zeit die Führer der Innungen von sich aus manches geregelt. Ferner ist die Schülerfeuerwehr, die als ein Zweig der Tegelorter freiwilligen Wehr die Beziehungen zur Nachbarschaft vertieft, ein sich ganz selbständig verwaltender Körper, an dessen Spitze der Landwirt als geprüfter Oberfeuerwehrmann steht; seine Mitglieder wählen, wenn Mannschaftsergänzungen notwendig werden, die neuen von sich aus zu und stellen sie dann nur der Abendaussprache vor. Zwei Schüler, die öfters den Milchkübel vom Stall zur Küche trugen, haben ebenfalls von sich aus, ohne von der Abendaussprache beauftragt zu sein, daraus einen freiwilligen Milch-

dienst entwickelt, in den sie das Zentrifugieren, das Buttern, die Milchuntersuchung auf ihren Fettgehalt hineinbezogen haben. Ein anderes Paar verwaltet ganz selbständig dank seines fachlichen Könnens die Hühnerfarm, die es sogar von der Landwirtschaft ganz unabhängig gemacht hat, und sie auch im Tegeler Geflügelverein vertritt. Oder man könnte in diesem Zusammenhang denken an die Redaktion der „Ernte“, der Scharfenberger Schülerzeitung, die sich auch ganz von selbst zusammengefunden und ihr Unternehmen allein verwaltet und fördert. Sie ist stolz darauf, eine freie Druckerzunft zu sein, die ihre Arbeit außerhalb des Gemeinschaftsdienstes tut. Für den unter der Schülerschaft waltenden Geist ist es übrigens bezeichnend, daß diese Zeitung nicht literarischem Ehrgeiz entsprungen ist, sondern aus der Freude am Selbsterstellen, am Technischen des Druckens. Man kann, richtig verstanden, hierher auch rechnen die Mitarbeit der ehemaligen Schüler am Unterricht, entstanden aus der Absicht, auch nach ihrem Abgang durch freiwilliges Wiedermittun mit Scharfenberg Zusammenhang zu halten, und schon längst praktisch wirksam, ehe der ministerielle Erlaß das Mitwirken der Studenten zu ihrer eigenen Selbstprüfung in tiefem Verständnis der Bedürfnisse der Jugend einführte.

Freiwilligkeit und Selbstverantwortung sind ja die Hauptmittel der neuen Erziehung, aufrechte Individualitäten heranreifen zu lassen, die das öffentliche Leben vor allem braucht. Die Mittel haben angeschlagen, wie sie sollten, wenn die meisten der die Schule Verlassenden ohne „Tätigkeit, die nie ermattet“, nicht sein können. Wenn durch die Gewöhnung an Aktivität im Unterricht, in der Arbeit, in der Schülerselbstverwaltung soviel Vitalität sich in ihnen zu sammeln und auszubreiten begonnen hat, daß sie nachher zu mehr ausreicht, als bloß schlecht und recht die Berufspflichten zu erfüllen, daß sie nicht mit dem Staatsexamen oder der Heirat erschöpft ist. Es mag doch kein Zufall gewesen sein, daß das Scharfenberger Schülertheater, das in den Ferien 1924 im Zigeunerwagen durch Mitteldeutschland fuhr, am liebsten in Stadt und Land das Lienhardtsche Schelmenspiel vom Eulenspiegel aufgeführt hat, in dem Till in seinem Philisterhaß die Schicksalsfrage ausstößt: „Getan, getan! Nichts haben sie mir getan, das ist ja das Schlimme an dieser Sippe, daß sie eben nichts tun! Beruf lernen, Geld zusammenscharren, reiche Heirat, Kinder kriegen und wieder Staub zu Staub — ei, pfui, Geier, sind wir dazu auf dieser Erde?“

e) Die Entfaltung im Baulichen.

Im ersten Jahre stand der Schule nur die 1884 im Ankerbaukastenstil erbaute Villa des Vorbesitzers Dr. Bolle zur Verfügung, jenes merkwürdigen Dendrologen, der aus seiner Insel einen botanischen Garten von seltenem Reiz gemacht hatte. Ein Privathaus, das aber einen großen Gesellschaftssaal und eine besonders große

Küche enthielt, sonst neun Einzelzimmer, in denen Lehrer und Schüler notdürftig wohnen und schlafen konnten. Als deren mehr wurden, mußten in ihnen alte Militärbetten übereinander gestellt werden.

Im November 1923, als der Pächter die Insel räumte, kam außer Scheune und Stallung dessen bisheriges Wohnhaus hinzu, das uns einen richtigen Unterrichtsraum, den sogenannten Kultursaal, und fünf Schlaf- und Wohnräume bescherte; man nennt es in Erinnerung an den Pächter das Braunhaus.

Um von den ständig zunehmenden Schülermeldungen wenigstens einige mehr berücksichtigen zu können, wurde unter der Ägide des Stadtrats Benecke unter stärkster Mitbeteiligung der Schüler auf einer wundervollen Kirschwiese des weniger betretenen südlichen Teiles der Insel unter Ausgabe von 9000 RM. städtischen Geldes ein Holzhaus gebaut, von Übelwollenden Unterrichtsbaracke genannt, die sich aber, von den Schülern buntpfarbig gestrichen, beim Erntefest 1925 vor den Einweihungsgästen prächtig präsentierte. Sie enthält einen großen Hörsaal, der mit seinen vielen Fenstern und Schränken namentlich der Biologie dient, ein Gastzimmerchen und zwei Wohn- und Schlafräume für etwa zehn Schüler; dort eröffnete man damals auch die Tischlerwerkstatt; auf der Veranda unterrichtete es sich gut, bis Überfüllung neun besonders wetterfeste Jünglinge zwang, auf der Veranda ihr Nachtquartier aufzuschlagen.

Im Holzhaus hat man nicht erst Petroleumlampen zu brennen brauchen, denn nach gemeinsamen Petitionen der Tegelorter Grundbesitzer und Scharfenbergs wurde grade damals der Lichtstrang von Tegel nach Tegelort weitergeführt; das Reichsministerium des Innern, die Stadt und die Elektrizitätswerke teilten sich in die Kosten für das Hindurchlegen des Kabels durch den See. Die Bewag wunderte sich, daß das Ausheben des Kabelgrabens die Insel entlang statt in 8 bis 14 Tagen, worauf sie gerechnet hatte, von den Schülern bei stündlich frischer Ablösung in zwei Tagen erledigt war. Bald mußte nun das Lampenputzeramt in das des Lichtwarts umgewandelt werden, der Drähte, Ersatzbirnen und ähnliches in Bereitschaft hält und bei Unstimmigkeiten in der Beleuchtung als besonders bewanderter Physiker die erste Abhilfe leistet.

Das Jahr 1926 ist in baulicher Hinsicht entscheidend geworden. Auf dem Sunderhof bei Hamburg, dem Grundstück einer Gönnerin, errichtete sich die Schulfarm mit Hilfe ihrer Studenten und Schüler ein Holzhaus, das sogenannte Scharfenberghaus in der Heide, unweit der früheren Sommervilla Lichtwarks als Standquartier für Unterrichtsausflüge an die Waterkante, und gleichzeitig verwandelten die Daheimgebliebenen unter Leitung eines Schülervaters, der Maurer ist, einen Teil der Scheunentenne in einen großen Speise- und Unterrichtssaal und die rechte Hälfte des Scheunenbodens in einen holzverschalteten Schlafräum für 20 Insassen. Die Balken, die buntpfarbte Säule in der Mitte, das als Kronleuchter dienende Wagenrad, die Freskogemälde an den Wänden waren alles eigenes Gewächs oder Fabrikat; das Geld zu beiden Bauten war privaten Quellen entnommen.



Werkstättenhaus mit Feuerweherschuppen.

Der Scheunentausbau, der den Einzug eines neuen Jahrgangs allein ermöglicht hatte, zeigte den städtischen Behörden, daß die Insulaner alle Schwierigkeiten, die sich einer weiteren Entwicklung entgegenstellten, zu überwinden willens und fähig waren. Daraufhin ersetzten sie die 3000 RM., die der

Scheunentausbau infolge der privaten Regie nur gekostet hatte, und bewilligten 144 000 RM. für massive Neubauten auf Scharfenberg.

Nach längerem Pläneent- und verwerfen fand sich in der zentralen Hochbaudeputation der Architekt, der die Aufgabe zu lösen verstand. Es kam darauf an, die neuen Gebäude dem Charakter der Insel anzupassen, ohne ins Antiquarische, ins romantisierende Bauernhaus oder künstlich Landhausmäßige zu verfallen, und gleichzeitig den individuellen pädagogischen Bedürfnissen einer modernen Schulgründung gerecht zu werden. Magistratsbaurat Ermisch stellte einen modernen Zweckbau, unten zufällig unausgeglichen buntgebrannte Ziegelsteine, oben weiß getüncht in das Grün der Landschaft, der ganz zur Scharfenberger Sachlichkeit paßt, und dessen stark ausgeprägte Horizontale sich der Vertikalen der höherstrebenden und hier bodenständigen, seit alters das Bild der Insel bestimmenden Bäume unterordnet. In dem in die Nord-Südrichtung gesetzten Gebäude sind oben das Schönste die zwei Schlafsäle, die, von beiden Seiten Luft und Licht empfangend, mit ihren sogar an die Schmalseite herumgreifenden Fensterreihen, ihrer Buntfarbigkeit, dem Ausblick nach links und rechts auf den in seinen Stimmungen lebhaft wechselnden See eine reine Heiterkeit und lebendige Frische ausstrahlen, die die Insassen, wenn sie überhaupt verdienen, in solcher Umgebung zu leben, in gleichem Sinne beeinflussen müssen; die Erfahrungen im Bollehaus mit seinen kleinen Privatstuben und dem Scheunenschlafsaal hatten ergeben, daß bei jüngeren Schülern zumal der Schlafsaal die Herausbildung eines Gemeinschaftsgeistes entschieden mehr begünstigt, wobei freilich die unbedingte Voraussetzung ist, daß in ihm jemand mitschläft, dessen persönliches Vorhandensein, ohne daß er selbst als Aufsichtsbeamter sich wichtig macht oder angesehen werden darf, den guten Geist in Scherz und Ernst verbürgt. Und im Stockwerk zur ebenen Erde ist das Besondere der große

Die neuen Gebäude



Werkstättehaus und Fährwarte.



Der neue Unterrichtssaal.

Unterrichtsraum, der ganz aus den Bedürfnissen des Gesamtunterrichts heraus entstanden ist; durch die Türen rechts und links tritt man in überbaute Umlaufhallen, in denen Gruppen für sich arbeiten können, ohne den Zusammenhang mit dem im Saal verbliebenen Kern zu verlieren; ebenso können die hufeisenförmig alle zusammenschließenden Tische nach Bedarf zu gesondertem Arbeiten umgruppiert werden; eine kleine Bühne bestärkt die sowieso sich meldende Lust zum Dramatisieren; die Bühnenöffnung kann aber auch durch einen Lichtbildschirm oder von einer zweiteiligen, in der Mitte zusammen zu koppelnden Wandtafel ausgefüllt werden. Drei große Flügelglastüren lösen die Wand zum Vestibül auf, gleichsam andeutend, daß der Unterricht hier nichts für sich Bestehendes, nicht hinter geschlossenen vier Wänden sich Abspielendes ist, daß ruhig jeder von außen zuschauen, sich, wenn er Lust hat, beteiligen kann; haben doch auch Hospiväter und Hospimütter unangemeldet Zutritt. In äußerlich fast noch reizvollerer Weise ist der zweite — kleinere — Bau zur Ausführung gekommen, in dem der Architekt an sich sehr verschiedenartige Dinge vereinigen mußte: Es sollte in ihm enthalten sein das Wartezimmer für den Fährdienst, den zwei wochenweis wechselnde Schüler versehen, der Unterbringungsraum für die Feuerspritze, die Schlosserei, die Tischlerwerkstätte nebst Holzraum, der Zeichensaal mit Druckerei und Buchbinderei, die Wohnung für den Zeichen- und Handfertigungslehrer. Das Haus springt in bastionsartiger Rundung dicht an den See vor; das flache, im Halbkreis fächerartig weit vorgreifende Dach verstärkt noch den Eindruck des seewärts gerichteten Luginsland; es sieht fast so aus, als ob es selbst tankartig auf ihn hinauszufahren im Begriff sei. Das Fährzimmer selbst ist rings von Glas umschlossen; ein schmaler Umgang erleichtert das Ausschauhalten zum gegenüberliegenden Gestade, wenn von dort „Hol über“ gerufen wird; er bietet auch Platz für die Aufstellung eines Scheinwerfers zur Erleuchtung der Fahrbahn an Wintermittagen und -abenden, wenn die Fährleute durch die Eisschollen ihr Fahrzeug im Zickzack hindurchwinden und -zwängen müssen; darunter wohnt der Zeichenlehrer; der dem Wirtschaftshof zugewandte, das Viereckige betonende Spritzenraum bildet oben ohne weiteres eine Zeichenterrasse, auf die man vom Zeichensaal heraustritt. Während diese beiden Schmalseiten, für sich betrachtet, die eine rund, die andere kubisch abgesetzt, fast disparat wirken müßten, ist durch die Längsseiten die Geschlossenheit der Bauform einheitlich gewahrt. Beide Gebäude sind innen so eingerichtet, daß die Scharfenberger den entscheidenden Schritt von der Primitivität zur stilvollen Einfachheit getan haben.

Ausblick.

Der Unterrichtssaal des Neubaus verwandelte sich am 25. September in einen Sitzungssaal, in dem die Schuldeputation, unter Vorsitz des Stadtschulrats Nydahl, eine regelrechte Tagesordnung

durchberiet. Es wurde die neue Ferienordnung für 1929 festgesetzt, über die Pflichtstundenzahl der Mittelschullehrerinnen debattiert, und vor allem für die Zukunft der Insel Wichtiges einstimmig beschlossen. Es soll noch ein dritter Neubau entstehen, ein Lehrerwohnhaus, dessen Errichtung sich als notwendig erwiesen hat, um die Schwierigkeiten, die geeigneten Lehrkräfte zu finden und festzuhalten, wenigstens in etwas zu verringern. Zweitens soll von Ostern ab die Schulfarm aus dem juristischen Schwebezustand, in dem sie sich bisher entfaltet hat, in den städtischen Haushaltsplan fest übernommen werden. Man will sie mit Rücksicht auf die Ausnahmeverhältnisse ihrer Entstehung und die Freiheit ihrer Entwicklungsmöglichkeiten direkt unter die zentrale Magistratsverwaltung stellen mit einem ganz auf sie zugeschnittenen Etat, der ihr nicht den Charakter einer so und sovielten höheren Schule, sondern den eines Landerziehungsheims der Stadt Berlin verleiht.

Diese formelle städtische Anerkennung dürfte vielleicht die Realisierung eines langgehegten, sich ebenfalls aus den Verhältnissen ergebenden Wunsches im Gefolge haben. Eine derartige Schule braucht zur Entlastung der ständigen Lehrkräfte und zur Befruchtung des Gemeinschaftslebens stets Helfer, am besten selbst noch jugendliche Miterzieher, wie die ehemaligen Schüler als Studenten oft freiwillig sich zur Verfügung halten und an ihre Schlaftsaalgemeinschaften die beste Tradition weitergeben. Wenn das Provinzialschulkollegium offiziell Referendare, die Neigung für ein solches Jugendleben im Herzen tragen, zu ihrer Ausbildung herauschicken würde, könnte die Schule ihre Pionieraufgaben in weit größerem Umfang bewähren.

Es ist doch unbestreitbar, was Schweizer Pädagogen schon lange gefordert haben, daß die erste Vorbedingung für den Lehrerberuf der Ausweis sein müßte, an solchen freien Siedlungsschulen tätig gewesen zu sein. Unfehlbar geben sich da die erzieherischen Anlagen in kurzem zu erkennen; die Anfänger sehen hier die Jugend von Angesicht zu Angesicht, ohne die Tarnkappe der Schüliermienen. Hier werden sie bald den kameradschaftlichen Ton finden, der das Vertrauen der Jugend gewinnt, und offeneren Einblick in ihre tausend Nöte bekommen, der sie später das Stück Seelenarzt zu werden befähigt, das doch wohl jeder Lehrer sein sollte. Für Berlin entwickelt sich dazu auf der Schulfarm eine Gelegenheit, unmittelbar vor seinen Toren.

Sollte ihre Entwicklung in dem bisherigen Tempo weitergehen, erhebt sich die zweite Zukunftsforderung: Mehr Land! Denn eine noch größere Zahl kann die Insel nicht ernähren; und das Selbstsäen und Selbsternten darf unter keinen Umständen zur Spielerei werden, sondern muß stets ein Haupterziehungs- und Lebensfaktor bleiben. Noch einige Jahre — und es gibt auf der Insel für die vielen Hände nicht mehr Beschäftigung genug, die sich als produktiv in doppeltem Sinn erwiesen hat.

Bis es so weit ist, das ist der dritte Zukunftswunsch, braucht die junge Schule mehr Ruhe, Ruhe auch vor dem anstürmenden Interesse pädagogischer Massenbesuche, damit sie vor Verflachung

und Veräußerlichung bewahrt bleibe und die Erwartungen, die die städtischen Behörden nach den letzten Aufwendungen mit Recht in sie setzen, von ihr wirklich erfüllt werden können.

Literatur über Scharfenberg.

- W. Blume und Fr. Hilker, Deutsche Schulversuche, Berlin, Schwetschke 1924.
- W. Lehmann, Die Schulfarm Insel Scharfenberg, Heft 4 des V. Jahrgangs des Pädagogischen Zentralblatts.
- G. Metz, Schulfarm Scharfenberg im Werdenden Zeitalter 1926, S. 172 ff.
- E. Witte, Der wechselnde Stundenplan in Neue Erziehung, 1925
- W. Saupe, Gedanken über Scharfenberg, Neue Erziehung, 1927, S. 771 ff.
- C. Cohn, Noch einmal die Schulfarm Scharfenberg, Neue Erziehung, 1928, S. 30 ff.
- E. Rotten, Das Janusgesicht der Schule, Das werdende Zeitalter, 1928, S. 1 ff. — Enthält dieser Aufsatz die tiefste Würdigung, findet man die kürzeste Zusammenfassung bei W. Landé und W. Günther, Schülerheime, Weidmannsche Buchhandlung 1927 und die anschauliche Darstellung im Deuligfilm „Eine Schulfarm der Stadt Berlin“.
- W. Blume, Aus dem Leben der Schulfarm Insel Scharfenberg. Bilder, Dokumente, Selbstzeugnisse. Sonderheft des Werdenden Zeitalters, Oktober 1928, 80 S.

Frauenschulen.

Ein verhältnismäßig neues Problem ist die Einrichtung von einjährigen Frauenschulen, und ein ganz neues, das der dreijährigen Frauenoberschulen.

Beiden Schulen gemeinsam ist der Grundgedanke, die Mädchen nach der Absolvierung des Lyzeums von dem Eintreten in eine wissenschaftliche Oberstufe abzuhalten und ihnen eine Ausbildung zu bieten, die das Praktische, der späteren Hausfrau Angemessene, in den Vordergrund rückt. Die Ausbildung ist daher sowohl Ersatz für ein Pensionsjahr als auch Vorbereitung für bestimmte soziale Berufe (Kindergärtnerin, Sozialbeamtin u. ä.).

Berlin besitzt neben den 3 staatlichen (Augustaschule, Elisabethschule und Gertraudenschule) und 2 Privatanstalten bisher 7 Frauenschulen, und der Ruf nach Errichtung weiterer derartiger Anstalten wird von vielen Seiten erhoben. Eine Feststellung bei den jetzigen Besucherinnen der Frauenschulen zeigt nun, daß ein sehr erheblicher